

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HILDE GÖBEL

Hunger im Überfluß

SIEGFRIED BEHN

Verfassungstreue Wissenschaft?

KURT KERSTEN

Das Ende Willi Münzenbergs

KARL SCHWEDHELM

Von nichts als vom Gedicht
beschützt

HERMANN UHDE-BERNAYS

Werner Kaegis „Jacob Burckhardt“

ELISABETH DRYANDER

Der ist Torero! • Erzählung

5

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

83. JAHRGANG • BADEN-BADEN • MAI 1957

MAI 1957

RUNDSCHAU

Falscher Zungenschlag (449) — Vorbereitung zum Landesverrat (450) — Die schwedische Alterspension — ein soziales Wagnis (450) — Im Zeitalter des Lexikons (452) — Akustische Kernspaltung (453) — 125 Jahre Francke-Verlag in Bern (455) — Eine Göttin hat Geburtstag (456) — Herriot † (457)

AUFSATZE

<i>F. E. Gruber</i>	<i>Kurt Kersten</i>
Balkanbauer und Sowjetmensch . . . 459	Das Ende Willi Münzenbergs . . . 484
<i>Jürgen Pechel</i>	<i>Susanne Leonhard</i>
Kein Platz mehr für Adam im Atom-Zeitalter? 463	Bertrand Arthur William Russell — ein großer Mathematiker 500
<i>Hilde Göbel</i>	<i>Karl Schwedhelm</i>
Hunger im Überfluß 468	Von nichts als vom Gedicht beschützt 505
<i>Siegfried Behn</i>	<i>Karl Rauch</i>
Verfassungstreue Wissenschaft? . . 476	Verhallte Stimme 509
<i>Moritz Lederer</i>	<i>Hermann Uhde-Bernays</i>
Problematisches Grenzland-Theater 481	Werner Kaegis „Jacob Burckhardt“ 512

ZEITTADEL (520) — THEATER-RUNDSCHAU (521)

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (524)

GEDICHTE

Georg von der Vring (458) — Ite Liebenthal (475) — Heinz Piontek (480) — Jörg Steiner (483) — Rudolph Wallfried (504)

PROSA

Elisabeth Dryander Der ist Torero! . . . 527

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Heuss (533) — Th. Mann (536) — Tempels (537) — Popper-Lynkeus (538) — Wydenbruck (540) — Schumann (542) — Asturias (542) — Gorer (543) — Hürlimann (544) — Hinweise (545)

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (546)

MITTEILUNGEN (546)

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

Falscher Zungenschlag

Einige Zeitungen in der Bundesrepublik, die weder von dem sowjetzonalen Todesurteil gegen den damals 17jährigen Hermann Josef Flade Notiz genommen haben oder nicht mehr als eine blasse Nachricht darüber brachten, und auch jetzt an dem an Tuberkulose schwer erkrankten jungen Menschen keine Anteilnahme bezeugen, ebensowenig, wie sie an dem Schicksal von Karl Fricke und seiner Verurteilung zu vier Jahren Zuchthaus Anteil nahmen, zerreißen sich heute ihren Mund über die Verurteilung des SED-Professors Wolfgang Harich. Das scheint leider typisch für eine gewisse Schicht in der Bundesrepublik zu sein. Daß sie sich nämlich gerade in den falschen Fällen von Emotionen leiten lassen, statt von nüchternen Überlegungen und im Falle, wo eine Beteiligung des Herzens Gebot des Anstands ist, mit nur berechnender Sachlichkeit arbeiten. Gewiß mag man das Schicksal des begabten Harich bedauern, wie man jeden Menschen bedauert, der von einem Unrechtsregime verurteilt wird. Aber man sollte sich hüten, den Fall Harich als den eines Kämpfers für die Freiheit anzusehen und daraus falsche Schlüsse ziehen. Harich, ein Mensch ohne jedes sittliches Verantwortungsgefühl, hat durch lange Jahre hindurch die Wohltaten des Systems gerne und ausgiebig genossen, und es hat ihn niemals bedrückt, und er hat tapfer geschwiegen, wenn dieses Unrechtsregime echte Kämpfer für die Freiheit mordete oder zu langjährigen Zuchthausstrafen mit Todeserfolg verurteilte.

Man darf ihn auch nicht mit den rebellierenden Polen und vor allen Dingen nicht mit den Ungarn, geschweige denn mit den Kämpfern des 17. Juni 1953, in irgendeine Beziehung setzen. So sehr wir darauf bestehen, daß die jungen Polen und Ungarn die volle Sympathie der freien Welt verdienen, die niemals ein Leben in wahrer Freiheit kennengelernt und nichts zu hören bekommen hatten als die leninistisch-stalinistische Ideologie. *Sie* empörten sich gegen das Gewaltregime ihres Landes, weil in ihnen das Gefühl nicht erstorben war, daß jeder Mensch nach Gottes Ratschluß zu einem Leben in Freiheit geboren ist. Wo immer für die Freiheit gekämpft wird, da ist der Westen mit seinem Sittengesetz. Harich aber ist kein Kämpfer für die Freiheit, und man sollte seinen Fall unter keine andere Rubrik rechnen, als unter die der ungerechten und harten Urteile eines Gewaltsystems.

Falscher Zungenschlag ist es auch, wenn sich jetzt plötzlich in dem bereits begonnenen Wahlkampf alle möglichen Parteien für eine Rehabilitierung der Nazis einsetzen oder ohne direkten Einsatz Unterhaltungen fördern und Verbindungen herzustellen versuchen, die zu einer „Aussöhnung in Ehren“ führen sollen, selbst wenn es sich um noch so schwer-belastete ehemalige Nazis handelt, von denen niemand annimmt, daß sie bekehrt seien. Ein falscher Zungenschlag kann komisch sein, ist meist ungefährlich, aber in den hier angeführten Fällen bedeutet er eine Gefahr...

Vorbereitung zum Landesverrat

Zuerst hörte man es aus Schleswig-Holstein meerumschlungen. Es klang seltsam versponnen, fast so wie die Grübeleien vom Pastor Frenssen, denen der verstorbene Herr Rosenberg nachgerühmt hat, es sei da manches vorgefühl, was er und sein Führer durchsetzten. Aber dann kam die gleiche Mär aus Niedersachsen; in Stuttgart wurde sie wiederholt, in Düsseldorf, und bis diese Zeilen gedruckt sind, spricht vielleicht schon Bonn und Berlin darüber, daß der BHE „Verzicht-Erklärungen“ deutscher Politiker über die polnisch-verwalteten Oder-Neiße-Gebiete als „Vorbereitung zum Landesverrat“ bestraft wissen will. Wie man hört, will der „Gesamtdeutsche Block“ den Wahlkampf mit solch kernigen Worten bestreiten.

Das kann man dann nur gesamtdeutschen Unfug nennen. Solch überspitzter Nationalismus dürfte kaum bei den Wählern Erfolg haben. Daß Freiheit vor Einheit geht, war in Deutschland seit 1848 nicht mehr so unbestritten wie heute. Auch sind die BHE-Leute keine richtigen Demagogen. Das konnte ein anderer besser. Und die rationale, realistische Behandlung der Ost-Probleme, wie sie Sieveking, Brentano, Carlo Schmid, Adenauer und andere befürworteten, erfüllt das Soll des nationalen Planes durchaus. Sie in Erinnerung an die „Erfüllungspolitiker“ der ersten Republik „Verzichtpolitiker“ zu schimpfen, ist eine böse Entgleisung, die den Sachverhalt so wenig trifft wie das andere Schimpfwort vor drei Jahrzehnten ihn traf.

Unverständlich der Herr Seiboth, der in Düsseldorf Anspruch auf die Grenzen des Deutschen Reiches von 1945 erhob, einschließlich des Memel-Gebietes und des Sudetenlandes. Er weiß natürlich, daß die deutschen Grenzen in jenem Jahr nicht an der Memel, nicht an der Maas, nicht an der Weser und nicht an der Oder lagen, ja daß es überhaupt keine Grenzen des Reiches mehr gab, weil es zerplatzt war, das aufgeblasene Ding.

Wenn wir fragen, wem sein Revisionismus zuguterletzt nützen könnte, falls der BHE Erfolg hätte, dann kann man nur die Sowjets nennen. Warum? — Nun, deutsche Gebietserweiterungen im östlichen Mitteleuropa waren stets und sind auch in Zukunft nicht anders als im Einvernehmen mit den Russen durchzusetzen. Sie haben sich solche Geschäfte immer gut und sie werden sie sich auch künftig gut bezahlen lassen. Nur auf solchen Handel kann eine Erklärung wie die von Seiboth zielen, denn kein anderer Staat, außer vielleicht der UdSSR, wird sich der Argumentation anschließen, daß wiederhergestellt werden müsse, was nackte Gewalt zustandegebracht hat, nachdem es durch Gewalt wieder zuschanden geworden ist. Aus Unrecht wird nicht, auch dann nicht, Recht, wenn die politische Vernunft von Sentimentalen und Schwärmern als Vorbereitung zum Landesverrat denunziert wird.

Die schwedische Alterspension — ein sozialpolitisches Wagnis

Das kaum sieben Millionen Einwohner zählende Schweden diskutiert zur Zeit das modernste und weitestgehende Gesetz über die Altersfürsorge, das jemals einem Parlament vorgelegt wurde. Die schwedische Sozialgesetzgebung war schon früher in mancher Hinsicht beispielgebend für Fachleute aus anderen Ländern; die Frage ist nur, ob nicht diesmal eine Reform ge-

plant wird, deren Durchführung über die Kraft der Nation geht. (Vgl. DR, 12/1955, S. 1289.)

Die jetzt geltende sogenannte *Volkspension* tritt mit dem erreichten 67. Lebensjahr in Kraft und gilt für jeden schwedischen Staatsbürger ohne Rücksicht auf seine sonstigen Einkommens- oder Vermögensverhältnisse; sie gibt dem alleinstehenden Pensionär 2150 Kronen, einem verheirateten Paar 3440 Kronen jährlich. Die Witwenpension wird frühestens beim erreichten 55. Lebensjahr gewährt und beträgt dann 1720 Kronen. In beiden Fällen kommt eventuell ein von den Gemeinden nach Bedarfsprüfung festgesetzter Mietzinsbeitrag dazu. Diese Volkspension wird heute an etwa 930 000 Personen ausbezahlt. Die Gesamtkosten betragen 2000 Millionen Kronen, die Hälfte davon wird aus allgemeinen Steuermitteln aufgebracht, 650 Millionen Kronen kommen von einer Sonderabgabe der Arbeitnehmer — es sind 2,5 % ihres versteuerbaren Einkommens — der Rest wird von den Kommunen aufgebracht.

Die große staatliche Untersuchungskommission, der Vertreter aller Parteien, der Gewerkschaften und der Arbeitgeber angehörten, war sich darüber einig, daß eine künftige große Alterspension für alle Lohn- und Gehaltsempfänger auf dem Fundament der schon bestehenden, aber für ungenügend empfundenen Volkspension aufgebaut werden müsse. Sämtliche Mitglieder stimmten der Erhöhung von den oben genannten Summen auf 3 600 Kronen für Alleinstehende und 5 400 Kronen für zwei Personen zu. Die erhöhten Ausgaben sollen durch die Erhöhung der Abgaben auf 4 %, später wahrscheinlich auf 6 % des Einkommens gedeckt werden. Diese *Grundpension*, wie sie künftig heißen soll, will man durch eine Zuschlagspension ergänzen, und hier begannen sich die Geister nach den Interessengruppen zu scheiden.

Die Arbeitervvertreter verlangen eine Zuschlagspension in solcher Höhe, daß die auszubezahlende Summe 65 % des Einkommens in den „fünfzehn besten Jahren“ erreicht. Für die volle Pension wird eine Versicherungszeit von 30 Jahren verlangt. Bei kürzerer Versicherungszeit vermindert sich die Pension im direkten Verhältnis zur Zahl der fehlenden Jahre. Die Familien- und Witwenpension soll die Hälfte der Alterspension betragen, die der Versicherte erhalten hätte. Alle Pensionen werden indexgebunden und folgen also dem Lohn- und Preisniveau, zumindestens im gewissen Ausmaß.

Die Kosten zur Zuschlagspension werden durch Abgaben der Unternehmer gedeckt; sie sollen im Jahre 1960 etwa 3 bis 4 % betragen, und allmählich bis auf 15 % der Lohnsumme ansteigen. Alle Gelder werden in einem Pensionsfonds gesammelt, der allmählich 60 Milliarden Kronen erreichen und vom Staat verwaltet werden soll. Diese Versicherung ist obligatorisch und gilt für alle Arbeitnehmer. Der Gegenvorschlag der Rechtsparteien lehnt die sogenannte „Zwangversicherung“ ab. Umfang und Dauer der Pension sollen durch zweiseitige Verhandlungen der Sozialpartner ausgehandelt werden. Jede Arbeitergruppe soll in einem Kollektivvertrag das Pensionsalter, die Höhe der Prämien, die Verwaltung der Mittel usw. festlegen. Auch eine freiwillige, frühere Pensionierung soll möglich sein, wenn es der Versicherte wünscht. Auch hier werden die Prämien von den Arbeitgebern eingezahlt, sollen jedoch für die Finanzierung von Investitionen zur Verfügung stehen. Das scheint die eigentliche große Streitfrage zu werden: Soll der Staat oder

die Privatindustrie über die riesigen Fonds verfügen. Beide Teile sind stillschweigend darüber einig, daß die Prämien anstelle von Lohnerhöhungen gewährt werden, in den eben zu Ende gegangenen Lohnverhandlungen hat man sogar schon darauf Rücksicht genommen und seine Forderungen sehr herabgeschraubt, die Arbeitgeberverbände wollen jedoch unter allen Umständen verhindern, daß der Staat mit der Verfügungskraft über diesen Fonds eine neue mächtige Waffe erhält, die den Kapitalmarkt überragend beherrschen würde. Die jetzige politische Kräfteverteilung im Parlament läßt eine sehr knappe Mehrheit für den Vorschlag der Arbeiterorganisationen für wahrscheinlich annehmen. Eine knappe Mehrheit aber bedeutet eine starke Opposition. Keine schwedische Regierung kann ein sozialpolitisches Projekt solchen Ausmaßes ohne die Unterstützung durch die überwiegende Mehrheit des Volkes durchführen. Man wird deshalb verhandeln und es besteht kein Zweifel, daß die Gesichtspunkte der Industrie und der Rechtsparteien bei der endgültigen Ausformung des Vorschlages berücksichtigt werden müssen.

Im Zeitalter des Lexikons

D'Alembert schrieb 1751 in der Einleitung der französischen Enzyklopädie: „Das Werk, das wir begonnen haben und zu Ende zu führen wünschen, hat einen doppelten Zweck: als Enzyklopädie soll es, soweit möglich, die Ordnung und Verkettung der menschlichen Kenntnisse erklären, und als methodisches Sachwörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe soll es von jeder Wissenschaft und Kunst — gehöre sie zu den freien oder mechanischen — die allgemeinen Grundsätze enthalten, auf denen sie beruhen, und die wesentlichen Besonderheiten, die ihren Umfang und Inhalt bedingen.“ Zweihundert Jahre später hat dieses Suchen nach Fakten und die Begierde, über ihre Zusammenhänge informiert zu werden, nicht im geringsten nachgelassen. Im Gegenteil. Information und „Orientierung in der Geographie des Daseins“, wie Alfred Weber formulierte, suchen heute mehr Menschen als je zuvor. Es ist ja nicht ganz so, wie die professionellen Kulturpessimisten uns weismachen wollen, daß die Bildung nur degeneriert; es sind mit den Jahren auch eine Menge Leute zu Lesern geworden, für deren Eltern Bücher nur in den Schulen existierten. Und der Prozeß schreitet fort, quantitativ aber auch qualitativ, ohne daß die eine Eigenschaft die andere berührt.

Unterhaltung und Wissen waren die Zauberworte, die schon im letzten Jahrhundert über den ersten billigen Buchreihen standen, die dem wachsenden Bedürfnis nachkamen. Inzwischen ist das Taschenbuch zum festen Bestandteil fast jeden Haushaltes geworden. Sei es unter dem einen, sei es unter dem anderen Leitwort. Während aber das Bedürfnis nach Unterhaltung nachzulassen scheint, steigt die Nachfrage nach „Büchern des Wissens“ an. Helmut Braem sprach unlängst vom „Zeitalter des Lexikons“ und gab damit dem erstaunlichen Phänomen einen guten Namen. Man fragt sich mit Recht, wer die Riesenaufgaben von Plato oder Sigmund Freud verkonsumiert, die als Taschenbücher allein in Westdeutschland in die Hunderttausende gehen. Man fragt weiter, ob ein Zusammenhang bestehe zwischen der Atomphysik, der Automation und den Taschenbuchreihen? Aber die Antwort entzieht sich uns.

Fest steht nur, daß die Umwälzungen des Jahrhunderts den Menschen nach Sicherheiten streben lassen, wo immer er sie vermutet.

Das erklärt den Drang nach Information. Dieses Wissenwollen hat mitunter etwas Erschütterndes. Es gleicht mehr dem Wittern eines Gejagten, der Zuflucht sucht, als dem Herrschaftswissen, das Europa groß gemacht hat und das es dann verachtete, wegwarf, um die Entscheidungen der Unvernunft der Waffen zu überlassen. Aber auch der humane Zug der Aufklärung macht sich in unserem Lande nach den traurigen zwölf Jahren der Menschenverachtung wieder bemerkbar. Er verfolgt die Zusammenhänge hinter den Dingen.

Das auf 30 Bände geplante Lexikon der Fischer-Bücherei wird, soweit man das nach der Auslieferung der beiden ersten Bände und den Ankündigungen sagen kann, beiden Strömungen gerecht. Es gibt Tatsachen zur schnellen Orientierung nach Sachgebieten geordnet, und es zeigt die Zusammenhänge, in die sie hineingehören. Der 362 Seiten starke Band kostet DM 3,30 und enthält etwa 60 Sachwörter in alphabetischer Anordnung. Zu den Herausgebern der Einzelbände gehören so hervorragende Sachkenner wie H. v. Glasenapp („Die nichtchristlichen Religionen“), Ernst Fraenkel und K. D. Bracher („Staat und Politik“), Oskar Simmel SJ und Dr. R. Stählin („Christliche Religion“), F. Bischoff, Max Ophüls („Film, Funk, Fernsehen“) und viele andere.

Akustische Kernspaltung

Auch im Konzertsaal gibt es Regiegesetze, die man nicht ungestraft mißachtet. Der beifallslose, etwas fluchtartige Aufbruch des Publikums am Schluß des dritten diesjährigen Heidelberger Musica viva-Konzertes jedenfalls, wahrscheinlich auch die gegen Ende sich mehrenden unterdrückten Lacher, wären vermeidbar gewesen, hätten die Veranstalter ihre Gäste nicht so hoffnungslos überfordert. Erstmals innerhalb dieser schönen und resultatreichen Veranstaltungsreihe des Süddeutschen Rundfunks, die eben jetzt auf ihr zehnjähriges Bestehen zurückblicken kann, stand „elektronische Musik“ auf dem Programm. Das erfreulich zahlreiche, im Durchschnitt recht jugendliche Stammpublikum folgte der instruktiven Einführung Herbert Eimerts und den ersten Klangbeispielen mit spürbarer Aufgeschlossenheit. Erst als es von da aus ohne Pause und Bedenkzeit in eine fast zweistündige Abfolge von teils doch nur als Experiment wertbaren Werken weiterging, zeigten sich jene Symptome von Abwehr und Überspannung.

Die elektronische Musik verdankt ihre Entstehung einer im Grunde sehr einfachen Überlegung. Seit Wagner und Debussy, besonders aber seit den Meistern der Dodekaphonie wie Schönberg, Bartok, Berg und Henze, ist ein immer dringenderes Streben nach Erweiterung der bisherigen klanglichen Ausdrucksmöglichkeit, nach einer verfeinerten, farbigeren, sinnlicheren Tonmaterie spürbar. Dieses Bestreben läßt sich auf überraschend vollkommene Weise befriedigen, wenn sich der Komponist, die traditionellen Instrumente beiseite lassend, auf die Arbeit mit dem elektrisch erzeugten Ton einläßt. Auf elektronischem Wege kann jeder nur denkbare Klang schwerelos erzeugt werden. Während der mit den alten Mitteln arbeitende Komponist nur etwa

achtzig Töne und eine sehr begrenzte Zahl von Klangfarben, nämlich die Farben der Instrumente, zur Verfügung hat, steht dem Elektroniker eine Unendlichkeit von Tönen und Klangfarben zu Gebot. Das Resultat wirkt wie akustischer Traum.

Nicht ohne Grund stehen bislang die meisten Komponisten — von den Hörern ganz zu schweigen — dieser neuen Möglichkeit höchst skeptisch gegenüber. Die Konsequenzen sind in der Tat ungeheuer. Nicht nur tritt an die Stelle aller Instrumente der Lautsprecher als einziger Erbe, es entfällt auch jegliche Interpretation. Was erklingen soll, läßt sich exakt aufschreiben, ohne daß Spielraum für eine nachschaffende Deutung bliebe. Jeder Ton ist durch eine Formel aus vier Funktionen (Höhe = Schwingungszahl, Dauer = Sekundenteil, Lautstärke = Phon, Farbe = Obertonauswahl) restlos markierbar. Der beträchtlich erhöhten Mühe solchen Aufschreibens einer Zahlenpartitur kann sich der Komponist überdies entziehen, indem er sich selbst an die Schalttafeln setzt und das, was er sagen will, sofort realisiert. Das fertige Werk steht, beliebig oft reproduzierbar, keiner Abnützung ausgesetzt, wie es die Schallplatte ist, auf dem Magnetophonband.

Dennoch besteht der häufig vernommene Vorwurf, daß es sich hier um etwas willkürlich Erfundenes, Hybrides, aller Tradition Fernes handle, nur sehr bedingt zu Recht. Insofern nämlich, als die abendländische Musikgeschichte, vom Aufkommen der ersten Notenschrift an bis zu Schönberg, ein ständiges Ringen um immer genauere Fixierung des vom Komponisten Gemeinten, des „akustischen Bildes“ war, bedeutet die Elektronik logische Konsequenz, ja Erfüllung einer Tradition: sie vollendet die Durdrationalisierung des Klangmaterials. Ihre Fürsprecher reden nicht von Revolution, sondern betontermaßen nur von einer Erweiterung, Bereicherung der traditionellen Ausdrucksmittel. Ein friedliches Nebeneinander beider Sprachen, der alt-instrumentalen und der elektronischen, ähnlich dem von Gegenständlichkeit und Abstraktion in der bildenden Kunst, ist jedenfalls denkbar. Der Geist hängt nicht am Material. Entscheidend ist allein, was mit den neuen Mitteln zuwege gebracht wird.

Damit steht es nun freilich nicht so, daß ein definitives Urteil heute schon gefällt werden könnte. Als positiv muß immerhin vermerkt werden, daß von einem anarchischen Freiheitsrausch, wie er angesichts solch grenzenloser Möglichkeiten fast zu befürchten war, bisher nichts spürbar wurde. Die wenigen elektronisch arbeitenden Komponisten halten sich relativ streng an die seriellen Regeln des Zwölfton-Statuts. Eigengesetze der neuen Sprache lassen sich vorerst nur mehr ahnen. Das die neue Sache kühn und verbindlich in Dienst nehmende, Technik und Kunst versöhnende Genie — was so nötig wäre — fehlt noch. Vielmehr zeigt sich hier und da, vor allem in den Kompositionen von Eimert selber, auch bei Stockhausen, dessen „Gesang der Jünglinge“ am Schluß des Heidelberger Konzerts zu hören war, eine störende Faszination der Künstler durch das neue Medium, eine Unter-Ordnung, etwas unfrei Tastendes, ein Musizieren auf Glatteis, etwas von Exerzierplatz: kommandierende Gruppenbewegung auf endlosem Feld. Einzig Kreneks „Pfingstorianium“ überzeugte als vollgültige, undoktrinäre Musik. Das Schicksal dieser ars nova liegt weniger bei den Hörern, garnicht bei den Kulturphilosophen, es liegt bei den Komponisten.

125 Jahre Francke-Verlag in Bern

Ein Verlagsjubiläum bietet keine Gelegenheit zu Fahنشwenken und volltönenden Ansprachen über diese oder jene „Sendung“, derer sich gefühlvolle Redner in der Regel immer erst fünf Minuten vorher erinnern, um sie fünf Minuten nachher wieder zu vergessen; es ist etwas ganz anderes, nämlich das Jubiläum harter Arbeit und unablässigen Bemühens um den Geist. Die durch Altverlagsdirektor Dr. Carl Emil Lang auf das liebenswürdigste willkommen geheißenen Gäste, die der Francke-Verlag am 20. März zu einem Empfang nach Bern geladen hatte, erfuhren über diese, seit hundertfünf- und zwanzig Jahren folgerichtig geleistete Arbeit zunächst aus den ebenso unpathetischen wie eindrucksvollen Darlegungen des Verlagsdirektors Dr. Carl Ludwig Lang, sodann aus der repräsentativen, 182 Seiten umfassenden Festschrift, die der Verlag den Geladenen überreichen ließ. Gleichzeitig vermittelte die Ausstellung einer bezeichnenden Auswahl von Werken etwa aus den letzten fünfzehn Jahren einen äußerst instruktiven Eindruck über Geist und Schaffen des altberühmten Hauses. Alles auszustellen, was allein im Augenblick vorliegt, wäre kaum möglich gewesen, weil es einen großen Raum erfordert hätte.

Die Festschrift wird durch einen ausführlichen Rückblick und Ausblick aus der Feder von Dr. Carl Ludwig Lang eingeleitet, der sich mit der Gründung des Hauses durch Johann Felix Jacob Dalp und dem Ausbau des Geschaffenen durch die ausgezeichneten deutschen, nach Bern ausgewanderten Buchhändler und Verleger Karl Schmid und Alexander Francke bis zum Wirken von Dr. Carl Emil Lang befaßt. Der letztere hat dem Verlage Kräfte und Geist durch rund sechzig Jahre gewidmet, davon sechsunddreißig Jahre als Verlagsleiter!

Als eine Merkwürdigkeit eigener Art verdient die Tatsache verzeichnet zu werden, daß der Schleswig-Holsteiner Alexander Francke, der dem Verlag seinen endgültigen Namen gab, so sehr zum Berner geworden war, daß sein Verlag führend in der Förderung der Berner Mundartdichtung geworden ist.

Seinen internationalen, wahrhaft verdienten Namen hat sich der Francke-Verlag durch seine, hier auch nicht andeutungsweise darstellbare Förderung des geisteswissenschaftlichen Schaffens der Welt erworben — und dies zunächst in der Kategorie der Sprach- und Literaturwissenschaft in den sechs — mehrsprachigen! — Gruppen der allgemeinen wie vergleichenden Sprachwissenschaft, die kaum ihresgleichen hat; der allgemeinen wie vergleichenden Literaturwissenschaft; der Orientalistik; der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft; der Romanistik; der deutschen Sprache und Literatur; der Anglistik. Sodann folgen die Kategorien der Philosophie, Psychologie und Pädagogik; der Religionswissenschaft und Theologie; der Geschichte, Kulturgeschichte, Soziologie und Politik; der Kunstwissenschaft; der Naturwissenschaft, Medizin und Technik: dies alles mit weit über tausend, im Augenblick zur Verfügung stehenden Titeln. — Zu den größten Leistungen des Hauses gehören u. a. die umfassende *Historia Mundi*, von deren zehn Bänden bisher fünf erschienen sind, sowie die seltenen lexikographischen und Handbuchveröffentlichungen. Noch viel zu wenig beachtet ist die bis heute fünfundachtzig Bände umfassende Sammlung Dalp, in der hervorragende Autoren in ge-

wissem Sinne *in extenso* Wissen und Erkenntnis aus einer Fülle weitgespannter Gebiete vermitteln.

Als schließlich Deutschland 1933 den politischen Absturz dem Geiste vorzog und Antigeist, Betrug und kulturelle Vergewaltigung als Staatsprogramm dekretierte, wandte sich der Francke-Verlag tatkräftig und erfolgreich einem neuen Gebiete zu, auf dem Deutschland bisher führend in Erscheinung getreten war: dem Schulbuch und damit pädagogischen Aufgaben zur Bildung einer freien, humanistischen Jugend — dies eines der vielen Verdienste Dr. Carl Emil Langs. Wir müssen es bei diesen unvollständigen Andeutungen bewenden lassen. — Die Deutsche Rundschau muß sich einem Institut wie dem Francke-Verlag im Sinne des Wortes Friedrich Gundolfs vom Lebendigen Geiste in jener Aufrichtigkeit verbunden fühlen, aus der heraus sie den Verlag über die Grenze hinweg mit dem alten Humanistengruß grüßt: *Ad multos annos!*

Eine Göttin hat Geburtstag

Hätten die Feuerfetischisten von 1933 nach ihrem Reichstagsbrand — und vor ihrem an hundert Gotteshäusern sich bewährenden Mordbrennertum — nicht auch massive Teile der deutschen Literatur zu Scheiterhaufen geschichtet und diese angezündet: man müßte den jetzt Zwanzigjährigen, den Dreißigjährigen, den Vierzigjährigen heute nicht erst verraten, wer Fritzi Massary ist, wie sie damals, in den beiden vornazistischen Jahrzehnten, gewesen ist. Im Buch etwa der Ola Alsen könnte nachgelesen werden: „Jeder mit auch nur einem Funken Theaterfreudigkeit betrachtet einen Theaterabend mit Fritzi Massary als ein Erlebnis von erschütternder Bedeutung. Sie ist zweifellos die populärste Darstellerin der deutschen Bühne. Fritzi kennt jeder. Fritzi liebt jeder. Fritzi bewundert jeder. Fritzi Massary ist ein Name von unfehlbarer Faszination.“

Oft ist sie beschrieben worden: die bravouröse Diva; auch — freilich ungenau —: die deutsche Mistinguett. Man hat sie verglichen mit Joséphine Baker und mit der brillanten Lucienne Boyer. Gewiß: die Massary hatte viel von der artistischen Perfektion der vordergründigen Pariserinnen. Die Skala jedoch ihres sprachlichen und musikalischen Ausdrucks, ihr Temperament, das niemals extensiv übersteigert, das stets zur konzentriertesten Intensität verdichtet erschien, demonstrierte allemal einen sehr spezifischen Stil, den originalen Massary-Stil. Ging sie über die Bühne, bestieg sie eine Treppe, hob sie den Arm, öffnete oder schloß sie das Auge, so geschah's immerzu, und an hundert Abenden mit der nämlichen Präzision, in unverwechselbarer Originalität. Gleichgültig war's, ob diese, im maskulinen Deutschland schier unbegreiflich bedeutende Aktrice genau das spielte, was sie war: „Eine Frau von Format“; oder ob sie eine „Prinzessin Olala“ kreierte, oder die „Pompadour“, die „Cleopatra“, eine „Czardasfürstin“, oder irgendeine „Lustige Witwe“. Noch die Zote kam aus dem Mund einer Göttin; selbst der Kalauer wurde zum kapriziös gestalteten Kunstwerk. Die Operette, virtuos hingehauen und seelenlos aus Prinzip, wurde geadelt, wuchs in überdimensionale Proportionen durch das Medium ihres sicher funktionierenden Theaterinstinkts, kraft ihrer

Intelligenz und ihres genau reagierenden Gefühls für Geschmack und Takt. Zu ihrer Zeit konnte eigentlich nur die Massary es wagen, erotisch akzentuierte Szenen in die Bezirke der Frivolität zu transponieren. In ihrem Tonfall, von ihr nuanciert, wurde in jedem Libretto die heikelste Pointe zu einer Sentenz von Maupassant. In den Jahren ihrer Vollendung entdeckte Max Reinhardt in der Massary die Idealbesetzung für die Marschallin im „Rosenkavalier“. Sie hatte deren erotischen Charme sowohl wie die purpurne Resignation. Das anspruchsvolle Projekt ist — ebenso wie die „Carmen“ der Massary — einer von Reinhardts Träumen geblieben. Aber ein anderes Meisterstück wurde realisiert. In Barnowskys „Theater in der Königgrätzer Straße“, dem jetzigen „Hebbel-Theater“, debütierte die triumphale Vedette des „Metropoltheaters“ auf der Sprechbühne als die „Erste Mrs. Selby“. Ihr Genie zauberte seelische Tiefen, magische Hintergründe auch in dieses leichtgewichtige Szenarium. Der peripherischen Komödie gab sie die Akkorde einer bronzenen Tragik, die Gewichte, die das Wagnis und den sensationellen Erfolg legitimierten.

Im schicksalhaften Frühjahr 1933 emigrierte sie, zuerst nach London, dann nach Kalifornien. Ihr Lebensgefährte, Max Pallenberg, stürzte im brennenden Flugzeug ab. Auch Bruno Frank, ihr Schwiegersohn, starb inzwischen. Nun lebt die Massary, allein mit ihrer Tochter, im fernen Exil.

Herriot †

Dreiunddreißigjährig wurde Dr. Edouard Herriot Bürgermeister von Lyon. Das war im Jahre 1905. Jetzt hat man ihn in der Heimatstadt zu Grabe getragen. Er war noch und wieder das Oberhaupt der Stadt, denn die Unterbrechung von 1941 bis 1945 zählt nicht viel, gemessen an den Jahrzehnten davor und danach. In der Beurteilung seiner Gesamterscheinung, in Würdigung der nationalen und internationalen Bedeutung Herriots kann indessen von einer toten Zeit nicht die Rede sein.

1912 wurde Herriot Senator, im Kabinett Briand war er 1916 bis 1917 Minister für öffentliche Arbeiten, seit 1919 stellvertretender Ministerpräsident, dann Premier 1924 bis 1925, und wieder, für einen Tag, 1926, noch einmal vom Juni bis Dezember 1932, als sich das deutsche Unheil anbahnte. Von 1926 bis 1928 war er unter Poincaré Erziehungsminister gewesen und trug erneut Ministerbürden 1934 bis 1936. Dann bekleidete er, ein Wächter der parlamentarischen Überlieferung und längst mehr als der Repräsentant der Mitte, links von der Mitte wie F. D. Roosevelt stehend, das Amt des zweiten Mannes im Staat: er war von 1936 bis 1942 Präsident der Kammer und ab 1947 Ehrenvorsitzender der Nationalversammlung.

Seine politische Laufbahn war, wie die Frankreichs, alles andere als glücklich. Schier unübersehbare Mauern von Widersprüchen türmten sich auf, immer wieder, und andere, weniger ehrenhafte, weniger ursprüngliche, weniger gerade Männer als Herriot sind an ihnen gescheitert. Er war — sein großes essayistisches Werk beweist es nicht zuletzt — ein statischer Typus, ein Bekenner von Grundsätzen, dessen Worte Frankreich zuletzt wie Verkündigungen aus dem Jenseits wog.

So konnte er den Deutschen nicht trauen. Sie waren ihm zu dynamisch, und das Wort Heinrich Manns, daß wir 1913 viel siegeslüsterner gewesen seien als 1870, könnte von Herriot stammen. Er hat zeitlebens vor dem deutschen Aktivismus gewarnt, er ist ihm nicht immer geschickt gegenübergetreten, aber in ehrenhafter Konsequenz. So stürzte er sein Kabinett 1932, weil er sich weigerte, nach der Einstellung der deutschen Reparationszahlungen dem „Beispiel“ zu folgen und Frankreichs Verpflichtungen gegenüber den Vereinigten Staaten zu brechen. Die Gültigkeit der Verträge, Abrüstung, Sicherheit, das waren Begriffe, die ihm heilig waren, deren Pflege er aber der deutschen Politik nicht zutrauen mochte. Der Hitler ließ ihn internieren, die Sowjets befreiten Herriot in Potsdam. War es nicht wie eine Bestätigung seiner alten Idee, daß Frankreich es mit Rußland halten müsse, um vor den Deutschen sicher zu sein? Er, der Beethoven feierte und für das Frankfurter Goethehaus gesammelt hatte, mußte er nicht die Diskrepanz zwischen den großen Geistern Deutschlands und seiner modernen Politik so verstehen?

Herriot eröffnete 1948 den Europarat in versöhnlichem Geist, aber wohl ohne von der alten Grundkonzeption abgegangen zu sein. Das Einsinken der deutsch-französischen Grenzen, das Versickern der realen Gegensätze blieb ihm verborgen. — Es haben das in unserem Lande viele ebensowenig bemerkt, die nicht Herriots Format haben und seine Lauterkeit.

KONZENTRATIONSLAGER DACHAU

Der breite Schornstein raucht nicht mehr.
Die Menschenöfen rosten leer.
Wo dort ich auf dem Steine saß,
Wächst das vergeßliche Gras.

Der Föhrenbaum er trägt sich schwer.
Sein kahler Galgenast langt her.
Wo dort ich sonder Atem saß,
Steht keine Blume im Gras.

Im Boden schwankt von Blut ein Meer,
Das wehrt sich gegen Blumen sehr.
Wo dort am Stein aufkam das Gras,
Starrt es wie Stacheln aus Glas.

Ich kam im Kies der Straßen her.
Ich kehr an diesen Platz nie mehr.
Am Stachelzaun der Höllenstraß
Schaudert das Nichts und wird Gras.

Georg von der Vring

Balkanbauer und Sowjetmensch

Das Beispiel Rumänien

Die Balkandemokratien in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen begingen ohne Zweifel den folgenschweren Fehler, ihre plutokratischen Oberschichten das „Volk“ ausbeuten zu lassen. Dadurch schufen sie einen sozialen Spannungszustand, mit dem die Sowjets seit 1944 (seit der Besetzung dieses Teiles Europas durch die Rote Armee) geschickt operieren. Dem Südostproletariat aus Stadt und Land verhalfen sie — das kann nicht geleugnet werden — zu einer besseren Lebensführung. Gleichzeitig aber wurden die Bojaren, die „Balkanplutokraten“, die „Faschisten“ in Verwaltung, in der Wirtschaft und im Heer ausgerottet, deportiert oder (in den günstigsten Fällen) so sehr ihrer Substanz entledigt, daß sie nur mehr dahinvegetieren. Gefährlich können sie kaum noch werden; politisch sind sie kein Faktor mehr. Das haben die „Gauleiter des Kreml“ in zwölf Jahren fertig gebracht.

Haben sie auch dem Balkanbauern, der noch auf eigenem Grund und Boden haust, das Kreuz brechen können? Ist aus dem Balkanbauern schon ein Sowjetmensch geworden?

Die gefährlichste Waffe gegen den bäuerlichen Groß- und Mittelbesitz, gegen die „Kulaken“, sind die Kolchosen, der „sozialisierte Sektor“ der Landwirtschaft. Er ist untergeteilt in Staatsbetriebe, Kollektivwirtschaften, landwirtschaftliche Arbeitsgemeinschaften und in einfache Vereinigungen. Mit dem Kolchoszwang strebt das Regime zwei Ziele an: die Proletarisierung des Dorfes durch die Vernichtung des Eigenbesitzes und die Rettung der zweiten Bodenreform.

Die erste nach dem Weltkrieg 1914—18 ist daran gescheitert, daß die Kleinbauern wohl Boden, aber keine landwirtschaftlichen Geräte erhielten, um das zugeteilte Land selber zu bebauen. Sie waren bald schlechter daran als vorher, denn die Gutsbesitzer, deren Boden unter die Landarbeiter und Kleinstbauern aufgeteilt worden war, hatten keine Verpflichtungen mehr gegen sie, und arbeiten konnte die neue Kleinbauernschaft nicht, da sie keinen Pflug, keine Sense, keinen Dreschflegel besaß. Es mangelte auch an Saatgetreide, weil sie die Zuteilungen verzehrte. Die Landarbeiter, die noch nicht gelernt hatten, auf der eigenen Scholle zu hausen, waren schließlich froh, als der Gutsherr den ihnen zugeteilten Böden zurückkaufte und sie bei ihm wieder in Taglohn arbeiten ließ, wie es schon ihre Väter und Großväter getan hatten. So war in wenigen Jahren die soziale Tat der Bodenreform an der Unfähigkeit der Organisation neu aufbrechender Kräfte des balkanischen Lebens gescheitert. Die sozialen Probleme der Zwischenkriegszeit blieben ungelöst.

*

Die aus Rußland importierte Methode der Kollektivwirtschaft soll die Fehler der ersten Bodenreform vermeiden helfen. Auf dem Papier ist die

Rechnung nicht einmal falsch: die Klein- und Mittelbesitze werden betrieblich zusammengelegt, mit den notwendigen Maschinen von der Sämaschine bis zum vielbesungenen Traktor ausgestattet (Einzelheiten sind in eindrucksvoll illustrierten Propagandaschriften der Volksdemokratien nachzulesen), die Menschen in Arbeitsgemeinschaften zusammengefaßt, „fortschrittlich“ ausgerichtet und linientreu geformt. Die Großbauern werden (nebenher) liquidiert. Am einfachsten ist es, man vertreibt sie von Grund und Boden, schickt sie in unwirtliche Gegenden, in Steppen oder Sümpfe, die sie urbar machen müssen. In Rumänien übernahm diese ausgleichende Funktion die Baragan-Steppe (an der unteren Donau), wohin die Banater Schwaben zu Tausenden verschleppt wurden.

Mit der Knute und auf den Bajonetten der Russen ginge alles wunderschön, wenn dieses Bauernvolk, das vier Fünftel der Gesamtbevölkerung Rumäniens beträgt, nicht so dickköpfig wäre.

*

Den Balkanbauern erfüllen zwei Lebensideale: die eigene Scholle (mag sie auch noch so klein sein) und die „innere Freiheit des Christenmenschen“. Außerem Zwange beugt er sich zwar, wenn es die eingeborene Bauernschlauheit rätlich macht, die Not eines harten Lebens wuchtet auf ihm und erfüllt sein Herz mit dienender Demut, daß es oft den Anschein hat, als wären diese Menschen, in Armut und in Schmutz geboren, für immer verdammt, Sklaven und Arbeitstiere zu sein. In der verborgensten Herzkammer dieser traditionsgebundenen Balkanmenschen (von dem Lumpenproletariat in Stadt und Land ist in diesem Zusammenhang nicht die Rede) lebt aber der Stolz, die Menschenwürde. An diese Herzkammern kommt die Sowjetpropaganda nicht heran. Auch gegen den Faschismus blieben die Südostbauern immun, weil sie jeden Totalitarismus instinktiv ablehnen. Die seelische „résistance“ spielte in der Balkangeschichte seit jeher eine entscheidende Rolle. Dieses Beharrungsvermögen hat fünfhundert Jahre Türkenherrschaft überdauert, und es sind dieselben Kräfte nationaler Überlieferung, die heute dem Symbol von Hammer und Sichel widerstehen.

Rumänien als Beispiel

Ein aufschlußreiches Beispiel für den Versuch einer kollektivistischen Umwandlung der Landwirtschaft ist Rumänien. Mit der Sozialisierung des Bodens und der landwirtschaftlichen Produktion in Form von Kolchosen wurde erst 1947, drei Jahre nach der „Befreiung“, begonnen. Nach dem Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees der (kommunistischen) Rumänischen Arbeiterpartei am II. Parteikongreß (23. bis 28. Dezember 1955) entfielen im Jahre 1950 auf den sozialistischen Bereich der Landwirtschaft 12 Prozent des Ackerbodens, davon 9,3 Prozent „Staatssektor“. Die Besitzer von mehr als vier Fünftel Ackerland widersetzten sich dem Kolchoszwang.

In den nächsten fünf Jahren (bis Ende 1955) gelang es, die sozialisierte Landwirtschaft auf 26,5 Prozent des Ackerbodens zu steigern. Davon entfiel mehr als die Hälfte auf den verstaatlichten Grundbesitz. Die eigentlichen Kolchosen umfaßten nur 8,3 Prozent, die landwirtschaftlichen Produktionsgemeinschaften 4,1 und die einfachen Vereinigungen (deren Mitglieder nur

einen Teil ihres Bodens den Kolchosen übergaben) 0,4 Prozent. Berücksichtigt man den gesamten landwirtschaftlichen Boden (das ist Ackerland plus Weiden, Wiesen und Wein- und Obstgärten) fällt (einschließlich der 25 Prozent aus staatlichem Besitz) etwas mehr als ein Drittel der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche in den Bereich der Sozialisierung.

Diesen Mißerfolg begründet der angeführte Rechenschaftsbericht mit der Tendenz gewisser Partei- und Staatsorgane, „die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft dem Selbstlauf zu überlassen“. Diese Organe hätten keine systematische, geduldige, politische und organisatorische Arbeit entfaltet, die sich auf konkrete Beispiele stütze, um die werktätige Bauernschaft aufzuklären und davon zu überzeugen, ihre Einzelwirtschaften in landwirtschaftliche Arbeitsgemeinschaften, Kollektivwirtschaften und andere Formen der landwirtschaftlichen Produktion zusammenzuschließen.

Als zweiten Grund gibt der Rechenschaftsbericht die veränderte Klassenstruktur des rumänischen Dorfes an. Nach den Angaben des Landwirtschaftsregisters der Gemeindevolksräte ergibt sich folgendes Bild von der sozialen Gliederung in einer rumänischen Gemeinde:

Mitglieder der Kollektivwirtschaften (Kolchosen)	5,8 Prozent
Mitglieder landwirtschaftlicher Produktionsgemeinschaften	5,8 Prozent
Landproletariat	1 Prozent
Kleinbauern	45,2 Prozent
Mittelbauern	40,2 Prozent
Großbauern	2 Prozent

Im Rechenschaftsbericht heißt es wörtlich: „Während der zahlenmäßige Anteil der Kleinlandwirtschaften von 57 Prozent im Jahr 1948 auf 45,2 Prozent gesunken ist, stieg der zahlenmäßige Anteil der Mittelbauern von 34 auf 40,5 Prozent. Dies zeigt, daß der Mittelbauer zur Hauptfigur des Dorfes geworden ist. Es muß ferner berücksichtigt werden, daß in der Zeitspanne des Überganges vom Kapitalismus zum Sozialismus aus der Masse der Kleinbauernschaft eine immer größere Anzahl in die Reihen der Mittelbauern aufstieg und Mittelbauern — unter dem Einfluß der objektiven Entwicklungsgesetze der kleinen Warenproduktion — als neue kapitalistische Elemente in die Reihe der Großbauern eintreten.“

Wer ist ein Kulak?

Nach einem Parteibeschuß vom März 1949 ist für die Unterscheidung zwischen werktätigem Bauern und Großbauern (Kulak) die Tatsache ausschlaggebend, ob die Hauptquelle der Einkünfte seiner Wirtschaft der eigenen Arbeit oder der Ausbeutung fremder Arbeitskräfte entspringt. Es müßten jedoch alle Produktionsverhältnisse und Tauschbeziehungen der Wirtschaft genau untersucht werden, da die Ausbeutungsformen oft sehr gut getarnt würden. Eine andere Form der Ausbeutung wäre die Pachtung von Grundstücken durch Großbauern. Der Rechenschaftsbericht empfiehlt ein Bündnis der verantwortlichen Organe mit den Mittelbauern, um die Macht der „Kulaken“ im Dorfe zu brechen, und ihm, dem Mittelbauern, zu helfen, „damit er sein Schwanken überwinde und sich in die Genossenschaft einbeziehen lasse“.

Wenn dieses „Bündnis“ nicht befriedigend funktioniert, werden andere Methoden der „Beeinflussung“ angewendet. Sehr wirksam ist die Bodenaustausch-Aktion *). Man nimmt den Bauern den ganzen Boden weg und übergibt ihnen minderwertiges Land. Diese Enteignung auf kaltem Wege drängt manchen Widerspenstigen aus Selbsterhaltungstrieb in den Kolchos.

Da das Regime mit Gewalt auf dem Dorfe anscheinend nicht viel ausgerichtet hat, versucht es die „Methode des Fliegenleims“: die Gegner sollen in das Kollektiv gelockt werden. So wurde der „Kulak“ sozusagen über Nacht kolchosfähig, das heißt: die Kollektivwirtschaften nehmen Großbauern in ihre Gemeinschaft auf. Früher war dies eine der verpönten Sünden wider den revolutionären Geist. Jetzt soll es Koexistenz-Mode werden. Haben die ehemaligen Großbauern oder ihre Söhne gegen den Faschismus gekämpft oder (noch besser) aktiven Anteil genommen an der Errichtung des volksdemokratischen Regimes, bereitet ihre Aufnahme in den Kolchos keine Schwierigkeit. In Gemeinden jedoch, in denen die meisten werktätigen Bauern bereits „vergenossenschaftet“ und die Produktionsgemeinschaften konsolidiert sind, genügt es, wenn sich die aufzunehmenden „Kulaken“ loyal verhalten. Das „kapitalistische“ Wasser ist rings um sie abgeleitet. Es bleibt ihnen, um sich zu retten, nur noch die Stange mit dem Fliegenleim. Mit diesen Praktiken sollen bis 1960 (dem Auslaufjahr des neuen Fünfjahresplanes) 60 bis 70 Prozent des gesamten Agrarbodens sozialisiert sein. Selbst bei dieser optimalen Prämisse wird immer noch ein Drittel der agrarischen Nutzfläche Eigenbesitz sein. Dieses letzte Refugium des Balkanbauern in den nächsten Jahren zu erobern, erscheint selbst den maßgeblichen Parteistellen unmöglich.

Der Rechenschaftsbericht stellt ausdrücklich fest: die gehemmte Kollektivierung sei ein Hauptgrund für die unbefriedigende Lage der rumänischen Landwirtschaft. Diesen Mißerfolg im „sozialistischen Sektor“ muß das oberste Parteigremium zugeben. Noch ist der Balkanbauer nicht zum Sowjetmenschen gewandelt.

*) Ost-Probleme, Jahrg. 1956, Seite 1407

Kein Platz mehr für Adam im Atom-Zeitalter?

Reisebriefe II

In einer kleinen nordaustralischen Stadt unterhielt ich mich kürzlich mit einem Taxichauffeur. Er lachte gutmütig über das ganze Gesicht, als er mir von seinem seltsamen Fahrgast erzählte. Es war ein „aborigen“ gewesen, ein Austral-Neger, der auf einer in der Nähe gelegenen Farm arbeitete. Der Schwarze hatte ihn am Bahnhof gestoppt und verlangt, zum Friedhof gefahren zu werden. Dort angelangt, forderte er den Chauffeur auf, ihn nun zur „Town's Hall“ zu bringen. Als sie an diesem Fahrtziel ankamen, bat der Schwarze, er wolle nun zu dem am anderen Stadttende gelegenen Schwimmstadion fahren. Und kaum fuhren sie vor dem Schwimmstadion vor, verlangte der „aborigen“, zum größten Kino der Stadt gebracht zu werden, wo er dann endlich ausstieg und zahlte.

„Diese Herumfahrrerei kostete ihm fast ein Pfund!“, berichtete der „cabby“ grinsend. „Dafür muß er eine Woche hart arbeiten. Aber Taxifahren ist die große Leidenschaft der ‚black fellas‘, dafür geben sie gerne ihr ganzes Geld aus. Sie ahnen nicht, Mister, wie die schwarzen Burschen das genießen. Es ist doch für sie die einzige Gelegenheit — uns Weiße kommandieren zu können!“

Als Captain Cook am 28. April 1770 in der südlich von Sydney gelegenen Botany Bay zum ersten Mal in Australien landete, verhielten sich die am Ufer stehenden Schwarzen völlig gleichgültig. Kein Speer wurde geworfen, kein Pfeilregen begrüßte die fremden Eindringlinge. Trotzdem ließ Cook zur Vertreibung der Schwarzen zwei Schrotschüsse abgeben, die einen Eingeborenen am Bein verwundeten. Daraufhin rannten sie zu ihren Hütten und kehrten mit aus Binsen geflochtenen Schildern zurück! Wieder ließ Cook auf die Schwarzen feuern, die nicht einmal ihre Speere zum Wurf erhoben hatten — und nun flüchteten die Eingeborenen endgültig in den benachbarten Busch. In ihrem verlassenen Dorf erbeuteten Cooks Matrosen etwa fünfzig Speere mit vierzackigen Fischbeinspitzen — zum Fischefangen zwar sehr praktisch, aber völlig ungeeignet als Waffe gegen menschliche Gegner.

Die achtzehn Jahre später einsetzende Besiedlung Australiens hätte der Auftakt für eine friedliche, geduldige Zivilisierung der Schwarzen sein können — statt dessen war es der Beginn einer der grausamsten Ausrottungsaktionen der Menschheitsgeschichte. Schon früh kam es zu den ersten Zusammenstößen zwischen den weißen Viehzüchtern und den aborigenes. Die Herden der Weißen gingen naturgemäß in jene Gebiete, wo sie Wasser finden konnten, und vertrieben daher das Wild, von dem die Eingeborenen gelebt hatten. Die Schwarzen ihrerseits konnten das Vorgehen der fremden Eindringlinge nicht begreifen. Ihre Stämme hatten das ganze Land in genau abgegrenzte Jagdgebiete unterteilt, die für die anderen Stämme unantastbar waren. Da die Schwarzen außerdem keinen Eigentumsbegriff kannten, da ja alles dem ganzen Stamm gehört, und ihnen der Unterschied zwischen zahmen

und wilden Tieren ebenso unbekannt war, erblickten sie keinerlei Vergehen in der Jagd nach den Schafen und Kühen der Squatter.

Mit der gleichen Gründlichkeit und Ausdauer, mit der sie gleichzeitig andere Viehschädlinge bekämpften, unternahmen nun die weißen Siedler eine Vernichtungskampagne gegen die Eingeborenen. „Schießt den Schwarzen, wo ihr ihn trifft — trifft den Schwarzen, wenn ihr ihn schießt!“ Das war der Wahlspruch der Squatter, und daran hielten sie sich.

In ganz Australien lebten bei der Ankunft der ersten europäischen Siedler mindestens 300 000 „aborigenes“, wahrscheinlich sogar eine halbe Million. Jetzt leben nur noch 47 000 reinblütige Australneger und etwa 27 000 Mischlinge! Die Australier von heute sprechen ungern über dieses dunkle Kapitel der Vergangenheit. Man erkennt jetzt auch objektiv die guten Eigenschaften dieser Steinzeitmenschen an, die die früheren Generationen nicht sehen wollten: ihre grenzenlose Gutmütigkeit, Hilfsbereitschaft und Ehrlichkeit. Viele tausend Weiße sind im Lauf der Zeit in den Wüsten Nord- und Zentral-Australiens von den Eingeborenen gerettet worden, oft unter Einsatz des eigenen Lebens — und in vielen Fällen von den gleichen aborigenes, deren Familien von europäischen Siedlern ermordet worden waren! Die australischen Behörden, die Kirchen und weite Kreise der Öffentlichkeit bemühen sich seit geraumer Zeit, die vergangenen Verfolgungen wieder gutzumachen — aber scheinbar zu spät. Die Zahl der aborigenes nimmt weiterhin ab und man befürchtet, daß diese älteste noch lebende Menschenrasse, von der alle heutigen Rassen abstammen sollen, bis zum Jahre 2000 vollständig ausgestorben sein wird.

Es wäre allerdings falsch, diese Tatsache allein auf die schweren Blutverluste im vergangenen Jahrhundert zurückzuführen. Es wirken noch zahlreiche andere Faktoren mit. Der australische Adam ist nicht imstande, den Sprung über die Jahrtausende von der Steinzeit zum Heute zu machen. Die europäische Kleidung, die man diesen vorher praktisch vollständig nackt lebenden Schwarzen gab, brachte ihnen Tuberkulose und lebensgefährliche Erkältungen. Die europäische Nahrung führte zu Mangelkrankheiten, das Zusammenleben mit den Weißen zu Seuchen. Allein einer Diphtherie-Epidemie fielen Mitte des vergangenen Jahrhunderts mehrere tausend Eingeborene zum Opfer. Das Leben in den Missionsstationen oder Regierungslagern führt zur völligen Erschlaffung und Apathie der Eingeborenen, die zuvor als Nomaden und Jäger lebten.

Auch die noch heute im Arnheim-Land übliche Sitte der „Sub-Incision“ bei Jünglingen und auch Mädchen nach der Pubertät, die eine Empfängnis in vielen Fällen unmöglich macht, hat zum Aussterben ganzer Stämme beigetragen.

Aber wohl den schwersten Schlag gegen die aborigenes führten die weißen Eindringlinge ungewollt und ohne ihr Wissen. Als sie die Eingeborenen aus ihrer gewohnten Umgebung vertrieben und in andere Teile Australiens verjagten, zerstörten sie damit die religiöse Lebensordnung des aborigenes. Für ihn hatte jeder Fels, jeder Baum oder jeder „billabong“, d. h. jeder tote Flußarm, eine tiefere Bedeutung. Unter jenem Flaschenbaum hatte sein Großvater einst ein Känguruh erlegt, im Schatten jenes Hügels war ein anderer Vor-

fahre gestorben, und am Ufer dieser Lagune hatte sein Stamm einst die Feinde geschlagen. Für den aborigen war sein Land beseelt durch die Geister der Ahnen. Er war nie allein, sondern stets von ihnen umgeben. Sie beschützten und berieten ihn, sie lenkten sein Leben.

Bezeichnend hierfür ist zum Beispiel, daß noch heute die meisten Australneger nicht den Zusammenhang zwischen Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt kennen, sondern die Entstehung eines Kindes dem Geist eines Vorfahren zuschreiben! Nach dem Glauben der aborigenes ist ein Menschenleben nur ein Glied in einer langen Kette von Wiedergeburten. Nach dem Tode kehrt die Seele in den „großen Traum“ zurück, wie die Eingeborenen das Jenseits nennen, um neu geboren zu werden. Während die Mutter nach Ansicht der aborigenes ihrem Kinde — ohne Zutun des Mannes — ihr eigenes Fleisch und Blut als Hülle gibt, muß der Vater die Seele des Kindes „erträumen“. Das heißt durch Meditation herausfinden, welcher Vorfahre aus dem „großen Traum“ in die wartende Hülle schlüpfen will. Dazu begibt sich der Vater zusammen mit den anderen Männern des Stammes an einen bestimmten, heiligen Ort, meist eine Grotte oder ein kleines, durch Felsen abgeschlossenes Tal, in dem die Geister vergangener Helden auf ihre Wiedergeburt warten. Mit einem Blutopfer und rituellen Tänzen wird dann die Geburt, das heißt die Ankunft der Seele des Kindes herbeibeschworen. Auch die Wahl einer Ehefrau kann ein aborigen nur an einem Ort vornehmen, an dem ein Vorfahre schon seine Frau gefunden hat — es sei denn höchstens, daß er seine Frau von seinem Vater oder dem Bruder des Vaters erbt. Alleinstehende Witwen sehen die aborigenes als nutzlos für den Stamm an, darum werden sie sofort nach dem Tode ihres Mannes an dessen Sohn oder Neffen als zweite oder dritte Frau weiterverheiratet. Nur seine eigene Mutter darf ein Sohn nicht „erben“ — die wird einem anderen Familienmitglied oder einem Freund des Vaters als Ehefrau zugesprochen.

In vielen Fällen sucht der Vater aber schon während der Kindheit seines Sohnes ein Mädchen für ihn aus. Zwei oder drei Jahre vor der Eheschließung kommt dann das etwa zehn- bis zwölfjährige Mädchen in das Haus ihres zukünftigen Mannes, um von ihm auf die Ehe vorbereitet zu werden. Wenn sich dann herausstellt, daß die beiden nicht zusammenpassen, kann das Mädchen wieder in ihr Elternhaus zurückkehren. In der Ehe fällt der Frau alle Hausarbeit zu, während der Mann jagen und fischen geht.

In diesem Zusammenhang sollte man noch eine weise Bestimmung der aborigenes erwähnen: ein Mann darf nie seine Schwiegermutter sehen oder mit ihr sprechen, ausgenommen während einiger großer Stammesfeste! Auch kann ein Mann seiner Frau bis zu einem Jahr lang das Reden verbieten, wenn sie ihm auf die Nerven geht. Das kränkt die Frau gar nicht sonderlich, denn sie kann ihm ja mittels der Zeichensprache oder durch lautes Geschrei noch immer die Meinung sagen. Ob es an diesem Sprechverbot liegt oder nicht, die Tatsache bleibt auf jeden Fall bestehen, daß die Ehen der aborigenes nach Auffassung australischer Wissenschaftler im allgemeinen glücklicher sind als die der Weißen.

Die Geister der Vorfahren werden auch von den Medizinmännern mit magischen Formeln beschworen, wenn sie einen Kranken heilen oder einen Gegner aus dem Wege räumen wollen. Die Macht der Medizinmänner fußt

auf dem felsenfesten Glauben der aborigenes in ihre übernatürlichen Fähigkeiten. Nach Ansicht der Eingeborenen können sie nicht nur böse Geister aus dem Körper vertreiben, sondern sie ebenfalls hervorrufen oder die Seele eines Feindes aus dem Körper herauszaubern und ihn dadurch töten. Der Zauberer steht ferner mit den Toten in Verbindung, kann Geistererscheinungen sehen, die Zukunft voraussagen, kann in Gedankenaustausch mit weit entfernten Personen treten und ihnen Botschaften zusenden oder zum Himmel emporsteigen.

Wenn man bedenkt, welche gewaltige Rolle auch bei zivilisierten Völkern der seelische Faktor bei Krankheiten spielt, so kann man sich unschwer vorstellen, wie stark diese primitiven Menschen vom Glauben an den Medizinmann beeinflusst werden, zumal ihnen die mit Zivilisation einhergehende Skepsis gegenüber übernatürlichen Dingen völlig fehlt. Für den aborigen ist etwas im Traum Erlebtes genauso Wirklichkeit und eine unbestreitbare Tatsache, als ob er es im wachen Zustand wahrgenommen hätte. Schließlich begünstigt auch die Einsamkeit der großen australischen Wüsten Halluzinationen oder telepathische Erscheinungen, was die Erzählungen von Eingeborenen, daß zum Beispiel ihr Medizinmann sich vor ihren Augen in einen Vogel verwandelt hätte und zum Himmel emporgeflogen wäre, oder die teilweise verblüffenden Prophezeiungen von Australnegern weitgehend erklärt.

Völlig unerklärlich und geheimnisvoll bleiben hingegen zahlreiche von australischen Ärzten oder Polizeibeamten glaubwürdig berichtete Fälle von Kranken, die von europäischen Ärzten als hoffnungslos aufgegeben worden waren und vom Medizinmann geheilt wurden. Oder von kerngesunden jungen Eingeborenen, die sich die Feindschaft der Zauberer zugezogen hatten und nach kurzer Krankheit starben.

In einigen Fällen veranlaßte die Polizei eine Autopsie und nahm eine gründliche Untersuchung vor. Das Resultat war immer das Gleiche: die Autopsie bewies einwandfrei, daß der Tod weder durch eine giftige Substanz noch durch eine krankhafte Veränderung irgendeines Organes eingetreten war. Daß ferner der Medizinmann seinen Gegner vor der Erkrankung weder berührt, noch ihm irgendetwas zu essen oder zu trinken gegeben hatte, ja daß sich in seiner Hütte keinerlei bekannte Gifte befanden.

In manchen Fällen brüstete sich der Medizinmann sogar noch mit seiner Tat und gestand, daß er „mit dem Knochen nach seinem Gegner gezeigt habe“ und daß dadurch natürlich der Tod eintreten müssen. Ein solches Geständnis reicht selbstverständlich für eine gerichtliche Verfolgung nicht aus — aber es erhöht das Prestige des Zauberers in seinem Stamm und damit den Preis in Tabakstangen, den er für seine Dienste verlangen kann.

Die religiösen Überzeugungen und, wenn man es so nennen will, der Ahnenkult spielen also im Leben der aborigenes eine beherrschende Rolle. Da die Geister der Vorfahren aber an bestimmte Orte gebunden sind, erscheint es selbstverständlich, daß mit der Vertreibung aus ihrem ehemaligen Stammesgebiet in neue, unbekannte Teile Australiens die Welt der Eingeborenen vollständig zusammenbrach. Die einst festgefügtten Stämme und Familien-Clans lösten sich auf, die zuvor äußerst strikten Moral-Gesetze gerieten in Vergessenheit. Mit dem Verlust seiner religiösen Lebensordnung verlor der aborigen zugleich jeden Lebenswillen und auch den Wunsch, Kinder zu be-

sitzen, da er in seinem heutigen Dahinvegetieren keinen Sinn mehr erblicken kann.

Das liegt zum Teil auch an seiner Stellung als Bürger zweiter Klasse, die ihm den Aufstieg zur Welt des weißen Mannes verwehrt. Die überwiegende Mehrheit der aborigenes besitzt überhaupt nicht die australische Staatsbürgerschaft. Eingeborene können nur „naturalisiert“ werden wegen besonderer Verdienste für Australien oder nach zehnjähriger Bewährungsfrist — während beispielsweise ein europäischer Einwanderer schon nach fünf Jahren eingebürgert werden kann. Die aborigenes haben kein Stimmrecht und keine Vertretung in einem Parlament oder Gemeinderat. Sie erhalten für die gleiche Arbeit nur etwa ein Viertel des Lohnes ihres weißen Arbeitskollegen, und dürfen kein Haus als Eigentum besitzen. Es ist für sie verboten, ein Bierlokal zu betreten oder Alkohol zu trinken — der ihnen daher zu Schwarzmarktpreisen von Weißen unter der Hand verkauft wird. Erst seit kurzem können sie freiwillig in den australischen Streitkräften dienen, aber sie dürfen, von einer Handvoll Ausnahmen abgesehen, keinen Dienstgrad bekleiden.

Viele Australier sind noch heute der Ansicht, daß die aborigenes eine primitive Rasse seien, die zu einem Zusammenleben mit den Weißen auf gleicher Ebene gar nicht fähig wäre. Sie stützen sich dabei auf die Feststellung von Anthropologen, daß die Australneger eine kleinere Gehirnmenge besitzen als andere Rassen. Das ist eine unbestreitbare Tatsache, wie auch der aborigen eine Blutgruppe besitzt, die bei keiner anderen bekannten Rasse vorkommt. Aber diese Tatsache bedeutet keineswegs, daß der australische Ureinwohner weniger intelligent ist als der Europäer, Asiate oder Afrikaner. Zwei Generationen Australneger haben bewiesen, daß sie als Handwerker, als städtische oder landwirtschaftliche Arbeiter genau das Gleiche leisten können wie ihre weißen Arbeitskollegen — vorausgesetzt, daß man ihnen die gleiche Vorbildung zukommen läßt.

Die aborigenes haben darüber hinaus überdurchschnittliche Leistungen vollbracht — wenn man es zuließ: als Soldaten, als Sportler, als Lehrer, Prediger, Schriftsteller, Sänger und Maler. Die Bilder Albert Namatjiras z. B. werden bei Kunstauktionen in Sydney, London oder New York mit zwei- bis dreitausend Mark verkauft. Aber er kann weder lesen noch schreiben, da er keine Schule besuchen konnte. Kennzeichnend ist übrigens, daß Namatjira wie alle aborigenes kein Bankkonto führt und keinen Penny Ersparnisse besitzt, obwohl er jährlich zwischen 35 000 bis 40 000 Mark verdient! Der jahrtausendealte Instinkt des Nomaden, der nur für das Heute sorgt, ist stärker als die Assimilation mit der Welt der Weißen, die ihn als Bürger gleichberechtigt aufnahm.

Das Beispiel Albert Namatjiras und vieler anderer seiner Rasse zeigt überzeugend, daß die aborigenes zu Spitzenleistungen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens fähig sind, aber viel Zeit und Geduld seitens der Umwelt brauchen, um den Sprung über die sieben bis acht Jahrtausende vom Steinzeitmenschen bis zum Bürger des Atom-Zeitalters zu wagen. Es ist deshalb das Ziel der australischen Bundesregierung, die aborigenes allmählich mit der übrigen Bevölkerung zu verschmelzen und schrittweise zur Gleichberechtigung hinzuführen.

Hunger im Überfluß

Befriedigt legt der Leser seine Zeitung aus der Hand und wendet sich beruhigt seiner Mahlzeit zu, wenn er die neueste Novelle zum Lebensmittelgesetz zur Kenntnis genommen hat. Ist er doch der Meinung, daß seine Nahrung nun tatsächlich „natürlich“ sei, bewahrt vor allen schädlichen Zutaten und Manipulationen. Um den Kernsatz dieser Novelle: „Es ist verboten, Lebensmitteln Fremdstoffe zuzusetzen“, ranken sich Einzelbestimmungen, welche auf den Schutz des Verbrauchers vor allen wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Interessen abgestellt sind. Unsere Nahrungsmittel sollen nunmehr von allen Fremdstoffen rein gehalten werden — wenigstens in unserer Ernährung sollen wir geschützt werden vor allen künstlichen chemischen Zusätzen.

Beschattet von düsteren Meldungen über mögliche Atomverseuchung der Nahrungspflanzen, von Milch und Fetten, von Fischen und Vieh — Einflüsse, die unserem gesetzgeberischen Zugriff weitgehend entzogen sind, sind wir dankbar, daß endlich wenigstens das Mögliche geschehen soll, nämlich unsere Nahrung von chemischen Fremdstoffen freizuhalten.

Sind wir aber wirklich geschützt? Ist unsere Nahrung nun wirklich „gesund“? Ist es überhaupt möglich, durch gesetzgeberische Maßnahmen die Nahrung zu schaffen, die der Forderung des Paracelsus entspricht: „Eure Nahrungsmittel sollen Eure Heilmittel sein?“ Sind unsere *Nahrungsmittel* auch unsere „*Lebens*“-Mittel?

Wir wollen uns in dieser Betrachtung vorzüglich dem Obst und Gemüse zuwenden, da Obst und Gemüse die Zusatznahrungsmittel sind, welche über den Kalorienbedarf hinaus uns mit Vitaminen, mit Mineralsalzen und Spurenelementen, aber auch mit Enzymen und Aromastoffen versorgen sollen, alles Stoffe, die das „Konzert unserer inneren Drüsen“ regulieren, von dessen Wohlklang nicht nur unser körperliches Wohlbefinden, sondern besonders auch Harmonie und Kraft von Seele und Geist abhängen.

Wenn wir durch unsere Markthallen gehen, ist unser Auge entzückt. Wir sehen herrlich gefärbte Früchte und pralle Kohlköpfe, wir sehen leuchtende Rettiche und sattgrünen Spinat. Aber was ist denn das? Sind wir in das Reich der Riesen verschlagen worden? Oder in eine Fabrik von Atrappen? Verglichen mit der Zeit vor 30 bis 40 Jahren sind alle diese Erzeugnisse, die heute auf unseren Märkten angeboten werden, farbenbunte Riesen geworden. Wie ist diese Vergrößerung zustande gekommen?

Gartentechnisch gesehen hat die künstliche Düngung mit Mineralsalzen, besonders mit Kali- und Stickstoffsalzen, von denen Gärtnerreiböden übrigens durch die jahrelange Intensivdüngung einen phantastisch hohen Gehalt aufweisen, diesen Riesenwuchs hervorgezaubert. Was aber sagt die Küche dazu?

Sie weiß, daß dieses Riesengemüse eine viel längere Kochzeit benötigt und daß es im Weckglas nicht hält. Die Küche weiß aber auch, daß es allen neuzeitlichen Ernährungslehren zum Trotz besser ist, die meisten Gemüsesorten dieser Riesengenerationen gründlich abzukochen, will man Blähungserscheinungen und andere unangenehme Folgen nach dem Genuß verhindern. Die Lagerfähigkeit dieser Riesen ist oft deutlich reduziert, bei den Früchten gibt es Kernfäule, Kartoffelsorten bauen rasch ab, d. h. der einzelne Betrieb muß Saatgut kaufen, da die eigenen Kartoffeln, im kommenden Jahr als Saatgut verwendet, nicht mehr genügend Ertrag bringen.

Da die Hausfrau unserer Tage aber wenig Zeit für Obst- und Gemüseputzen aufwenden will, oder kann, zieht sie die großen Früchte und Gemüse vor. Und außerdem ist nun eben der Mensch unserer Tage auf buntere Farben und größere Maße, also auf Form- und Massenwirkung eingestellt. Er freut sich an den weitausschwingenden Formen, er wird optisch angeregt von diesen bunten Riesen — und kauft sie. „Schön muß ein Apfel sein, groß muß er sein — wie er schmeckt, danach fragt kein Mensch“ — so sagte vor kurzem ein Obsthändler. Da aber Riesenfrüchte und -gemüse mehr wiegen und ihr Übergewicht mehr einbringt als die Kosten, dieses Übergewicht zu produzieren, warum sollte der Gärtner, warum sollte der Obstbauer darauf verzichten, sie zu züchten? Wir freuen uns an leuchtenden Riesenblumen, warum sollen wir uns nicht auch an großem, farbenfreudigem Obst, an bunten Gemüseriesen freuen dürfen?

Wenn wir Blumen einkaufen, so sind wir auf ästhetische Wirkungen aus, Gemüse und Obst aber sollten *Lebensmittel* sein, Träger von Feinnahrungstoffen! Ist hier der optische Eindruck das geeignete Kriterium? *Dürfen* wir *Lebensmittel* nur mit Maleraugen beurteilen?

Unser natürliches Gefühl sollte uns vor abnorm dicken und abnorm großen Konfigurationen warnen. Wir haben den Verdacht, daß zugunsten der Masse der Gehalt leidet. Tatsächlich wurde schon vor Jahren festgestellt, daß viele der am Markt erscheinenden Orangen kaum Vitamin C, Spinat oft zu wenig Eisen enthält. Wegen Gehalt an Vitamin C und Eisen werden aber gerade Orangen und Spinat zum Beispiel für Säuglingsernährung und Rohkostkuren gekauft. So wird Geld aufgewandt für Werte, die in dem Gekauften erwartet werden, aber gar nicht enthalten sind.

Wie entstehen die Riesen der Früchte und Gemüse, die wir am Markt finden? Durch künstliche Düngung mit Phosphor, Kali und Stickstoff werden grobe Masse und Wassergehalt des Gewächses vermehrt; mit der Vergrößerung geht eine Vergröberung der Faser einher, aber auch eine Verminderung des Aromas und der Fortpflanzungsfähigkeit. Vergleichen Sie eine Wald- mit einer Gartenerdbeere, einen Ackersalat vom Acker, dort wild gewachsen, mit einem Ackersalat vom Frühbeet — und Sie beobachten, daß mit der kleineren Frucht, mit dem festeren Blatt das stärkere Aroma, der verdichtete Eigengeschmack einhergeht.

Aroma aber regt die Sinnesnerven, regt die Magennerven an. Oft ist es an ätherische Öle gebunden, im Apfelaroma z. B. aber, das sich ja besonders in der Zeit der Nachreife entwickelt, ist Äthylen enthalten, ein Gas, das die

Reifung beschleunigt, aber auf Auxine, die Wuchsstoffe, eine deutlich hemmende Wirkung hat.

Es gehört zu den Wundern der Natur, daß dem Apfel ein Wirkstoff mitgegeben ist, der zwar Reife und Aromabildung fördert, zugleich aber die unzeitige Aktivierung der Kerne bremst. Die Wirkstoffmenge, um die es sich hierbei handelt, ist jedoch so klein, daß „sie in schreiendem Mißverhältnis zu ihrer Wirkung steht“. — „Die Erscheinung erinnert uns geradezu an hormonale Stoffe“ (Boas, Dynamische Botanik).

Aroma ist also nicht ein indifferenter Begleitstoff, eine duftige Laune der Natur, nein, Aroma ist, trotz seines geringfügigen materiellen Substrates, in der Größenordnung vergleichbar den Hormonen, wie diese Träger von Feinwirkungen. Züchten wir auf Riesen, d. h. auf Größe statt auf Aroma, so begeben wir uns des Geistes unserer Nahrung und wählen die Masse.

Professor Dr. Friedrich Boas, der Meister der dynamischen Betrachtung des Pflanzenwesens, dem wir tiefste Einblicke in die Zusammenhänge zwischen Pflanze, Tier und Mensch verdanken, hat aber auch nachgewiesen, daß durch übermäßige Düngung mit Ammonsalzen starker Mineralsäuren, d. h. durch die übliche Stickstoffdüngung, zum Beispiel bei *Aspergillus niger*, einem Schimmelpilz, infolge starker Säurebildung schädliche Wirkungen wie Abnahme der Konidienbildung stattfindet. Die Konidien aber sind die Fortpflanzungsorgane dieser Pilze. Mit dem Rückgang der Bildung der Fortpflanzungsorgane geht eine Zunahme von Stoffwechselstörungen im Pilzwachstum einher, welche sich in der Bildung von Blasen- und Riesenzellen ausdrückt.

Wir wollen festhalten, daß Düngung mit den üblichen Stickstoffdüngern bei Schimmelpilzen die Bildung von Fortpflanzungsorganen hemmt und das Wachstum von Riesenzellen begünstigt.

Ein wichtiges Ergebnis, weil hier die geschlechtsarme oder geschlechtslose Riesenfiguration durch Düngung erzeugt wird. Dieses Experiment hat aber insofern noch unser Interesse, als es nicht nur die Reaktion der Pflanzenzelle an sich betrifft, sondern im Speziellen die Familie der niederen Pilze.

Die Wurzelflora unserer Bäume und Pflanzen wird aber nun hauptsächlich durch den Mykorrhiza-Pilz gebildet, der in enger Symbiose mit der Pflanzenwurzel lebt und am Aufbau der Enzyme beteiligt ist. Er also wird geschädigt, wenn mit den üblichen Stickstoffdüngern gedüngt wird. Seine Stoffwechselstörung wiederum teilt sich seinem Gastwirt, nämlich unserer Gemüsepflanze, unseren Obstbäumen, mit — es entstehen zwar Riesenpflanzen und Riesenfrüchte, aber die Aromastoffe, die Enzyme, und offensichtlich auch die Vitamine fehlen. Diese aber suchen wir ja gerade in Obst und Gemüse. Denn „die enzymatischen Vorgänge stellen in unserem Organismus den Grundfaden dar, der alle lebenswichtigen Vorgänge miteinander verknüpft. Es handelt sich dabei um etwas, was die künstliche Synthese mit ihrem reinen und kalten Molekulargebäude nicht zu liefern in der Lage ist und das man nur in den richtig zubereiteten Naturprodukten findet.“ Dies ist die Meinung des Forschungsamtes für Fermentationschemie des italienischen Forschungsrates.

Wir finden auf dem Markt also farbige Riesengewächse, die zwar den größeren Blick befriedigen, aber unserem Körper vorenthalten, was ihm gerade durch sie zugeführt werden sollte. Dem Schein nach Fülle und Überfluß — der Tatsache nach aber Hunger an lebenswichtigen Feinstoffen.

Wenn die wissenschaftliche Erkenntnis diese Tatsachen heute klar sieht und durch Experimente belegen kann, warum wird dann die Züchtung auf Riesen nicht aufgegeben — warum wird nicht auf Aroma, auf Vitamin und Enzym gezüchtet?

Die Antwort ist sehr einfach. Wir sind durch unsere kulturelle Entwicklung Augenmenschen geworden; Geschmack und Geruch können wir in benzin-getränkter Luft, in überfüllten Beförderungsmitteln und Arbeitsräumen nicht entwickeln, auch die feinen Freuden des Tastgefühls entziehen sich allzu leicht den Menschen dieses papierenen Zeitalters, darum nehmen wir mit Freude und einer gewissen Sucht die Übersteigerungen an Formen und Farben auf, die hochgezüchtetes Obst und Gemüse bieten können. Dann aber kann man zwar Maß und Gewicht exakt feststellen, Masse und Größe also leicht im Handel beurteilen — man kann aber nicht so leicht Aroma und Enzym in einem Salatkopf, in einem Apfel wägen und messen. Diese inneren, feineren Werte entziehen sich der handelsüblichen Feststellung auf dem Markt. Durch die relative Kurzlebigkeit dieser Handelsgüter kann man auch nicht so vorgehen wie beim Wein, bei dem sich die Beurteilung nach Lage, Alter und Crescenz erhalten hat — Kriterien, welche die Preisbildung zwar zur Zeit bestimmen, aber keine objektive Grundlage darstellen, sondern subjektiven Meinungen unterworfen sind.

Da ein Abstellen auf Aroma- und Enzymgehalt für den Gärtner eine schwerwiegende Belastung und völlige Änderung seines ganzen Betriebes bedeuten würde, er aber bei dem gegenwärtigen, einem im Ganzen gesehen nämlich unerzogenen Publikum bei einer Umstellung seiner gesamten Produktionsweise keinen Gewinn, sondern wegen der Verminderung an Masse und Größe seiner Erzeugnisse eher einen Verlust zu erwarten haben würde, kann von ihm keine Neuorientierung aus eigener Initiative verlangt werden. Letztlich muß er auf Rendite hin arbeiten, und die augenfällige, mit Gewicht meßbare Handelsfähigkeit seiner Ware wird vorderhand sein Leitbild bleiben.

Beim großfrüchtigen Obst und dem Riesengemüse sind die Zellen vergrößert und vergrößert, ist der Wassergehalt erhöht. Vielleicht durch diese anatomischen Verhältnisse, vielleicht auch durch die Verarmung an Enzymen, Spurenelementen und Aromastoffen ist die Anfälligkeit dieser Gewächse gegenüber Pflanzenkrankheiten besonders groß, ihr Schutz vor diesen daher besonders dringlich.

Spritzmittel, u. a. auch mit Teerderivaten und Schwermetallen, mit Blei, Arsen und Kupfervitriol müssen verwandt werden. Die Schädlinge sterben daran — die Nützlinge auch. Bienen und Vögel werden oft in diesen Tod hineingezogen. Die Früchte aber und die Gemüse tragen nach der Ernte oft noch die Spuren dieser Mittel an der Oberfläche. Waschen kann sie kaum völlig entfernen. Die Notwendigkeit, pflanzliche und tierische Schädlinge zu bekämpfen, kreuzt sich mit der Forderung, unsere Nahrung von Fremdstoffen freizuhalten. Auch hat die Aufzählung von in Pflanzenkrankheitsbekämpfungsmitteln enthaltenen chemischen Stoffen eine fatale Ähnlichkeit mit einer Liste von bekannten krebserzeugenden Chemikalien.

Künstliche Düngung im Übermaß und Spritzung mit chemischen Mitteln — diese Maßnahmen treffen aber nicht nur auf das deutsche Klima, den deutschen Boden zu. Man muß damit rechnen, daß auch bei den importierten

Früchten und Gemüse so manipuliert wird. Es ist sogar im Gegenteil so, daß, da im Ausland häufiger im landwirtschaftlichen Großverband gewirtschaftet wird, die künstlichen Düngungen und die Maßnahmen zur Schädlingsbekämpfung im Übermaß durchgeführt werden, um äußerlich einwandfreie, exportfähige Ware zu produzieren.

In der Tat stellt sich ja auch auf unseren Märkten die ausländische Ware als Schulbeispiel bunter Riesengewächse dar, für die gern jeder Preis bezahlt wird. Ist ihre dekorative Wirkung doch unbestreitbar.

Weniger bekannt ist freilich, daß äußere Schönheit und Quantität nicht unbedingt gleich Qualität zu setzen sind; daß in den südlichen Obstbaugebieten des Auslandes nach Berichten deutscher Obstfachleute das Tafelobst mehr als vierzehn Spritzungen mit chemischen Mitteln erhält, um makellose Schönheit zu erzielen; daß noch kurz vor der Ernte gespritzt wird, ohne Rücksicht auf zurückbleibende Giftreste auf der Oberfläche der Früchte.

Dabei ist noch nicht eingerechnet, daß nach der Ernte die Früchte durch Eintauchen in chemische Lösungen lagerfest gemacht werden und daß darüberhinaus oft noch das Einwickelpapier mit giftigen Stoffen präpariert wird, um die Früchte vor Fäulnis zu bewahren.

Aber auch Mineraldüngung wird in den südlicheren Ländern oft im Übermaß gegeben, da ohne starke Stützung und Bewässerung die Böden trotz Überfluß an Sonnenschein nicht mehr in der Lage wären, Massenernten hervorzubringen.

Einzelkontrollen der importierten Früchte und Gemüse begegnen jedoch den oben angeführten Schwierigkeiten, biologische Wertigkeit überhaupt zu testen.

Wenn auch da und dort im In- und Ausland Ansätze zur Erzeugung werthaltigen Gemüses und Obstes vorhanden sind; wenn auch von verantwortungsbewußten Gärtnern versucht wird, die Anwendung der vielen chemischen Spritzmittel und überschüssigen Mineraldünger einzuschränken oder gar ganz zu umgehen — so sind dies doch Inseln gesundheitlichen Denkens, die nur allzu häufig der Rendite wegen aufgeben müssen. Auch Ungunst des Klimas und Kargheit der Böden zwingen oft zum Rückzug.

Wo aber liegt die Grenze zwischen Unterstützung des Bios und seiner Schädigung? „Natur“ ist in unseren Böden nur allzu oft gleichbedeutend mit Kargheit, mit Armut, mit Mangel. Die Grenze der Unterstützung des Bios zu finden ist ein Problem, das nicht nur die Landwirte und Gärtner angeht, es geht in gleicher Dringlichkeit auch die Ärzte, Soziologen und Pädagogen an.

Unsere Lebensweise und unser Tagesablauf, unsere Kleidung und unser Weltausblick haben sich durch die Fortschritte der technischen Entwicklungen des letzten Jahrhunderts gründlich geändert; kann man es denn dann nicht mit in Kauf nehmen, daß die Kartoffeln geschmackloser geworden sind und die Äpfel sich schlechter lagern, daß man die Gemüse länger kochen muß und daß die Trauben nach Spritzmitteln schmecken? Jeden Vorteil muß man mit einem Nachteil bezahlen, sagt der Gemütliche, warum sollen wir uns also über solche Nebensächlichkeiten aufregen, wie es Aroma und Enzyme für den dem Alltag Nachjagenden im Grunde sind?

Man kompensiert mit Schlafmitteln und Schnäpsen, man bringt die Nerven mit allerlei Mitteln in Schwung oder wieder zur Entspannung, man glaubt der Feinwirkung in der Nahrung entbehren zu können.

Kann man ihrer aber entbehren?

Sollen unsere *Lebensmittel* nur noch *Nahrungsmittel* sein, die zwar ihr Soll an Kalorien erfüllen, uns aber hungern lassen an den feineren Kräften, die der Fortpflanzung und dem Gedächtnis, der Seele und dem Geist dienende Wegbereiter sind?

Bereits 1927 schreibt C. J. Burckhardt an Hofmannsthal: „Dort, wo ich im Augenblick erstarrte, geht es um die Erkenntnis eines viel tiefer gehenden Vorgangs, nämlich um die Zerstörung der menschlichen Substanz. Dieses Grauen, das mich bisweilen befällt, kann ich nicht immer verbergen...“

Gerade aber an diesem Punkt, wo nämlich nach Paracelsus unsere Lebensmittel nicht mehr unsere Heilmittel sein können, weil sie arm geworden sind an ihrem Wesentlichen, arm an Vitaminen, an Mineralstoffen feinerer Natur, an Aromastoffen und Enzymen, gerade an diesem Punkt muß die Kritik an dem auf unseren Märkten dargebotenen Obst und Gemüse einsetzen.

Weise, die fähig waren, den Menschen in seiner Gesamtheit zu begreifen, haben schon immer gewußt, daß es nötig ist, den Körper richtig zu pflegen, richtig zu ernähren, richtig zu „halten“, um auf dem Gebiet der Seele und des Geistes „richtige“ Einstellungen zu erreichen. Sogar Buddha, in seiner Gesamthaltung nicht verdächtig, auf das Irdische allzu großen Wert zu legen, sagt: „Was nun, ihr Mönche, die Lebensführung anlangt, die gegenwärtiges Wohl sowie künftiges Wohl bringt, so begreift diese der Unverständige nicht, erkennt nicht der Wahrheit gemäß: das ist eine Lebensführung, die gegenwärtiges Wohl sowie künftiges Wohl bringt. Da er sie nicht begreift, nicht versteht, nicht der Wahrheit gemäß erkennt, pflegt er sie nicht, entsagt ihr. Und indem er sie nicht pflegt und ihr entsagt, mehrt sich das Unersehnte, Unerwünschte, Unerfreuliche und mindert sich das Ersehnte. Erwünschte und Erfreuliche und warum? Weil es eben also, ihr Mönche, geschehen muß, wenn einer unwissend ist.“

Sogar der Hl. Franziskus, himmelsüchtig und weltfern, wußte um die Bedeutung des körperlichen Seins. Der Körper, der „Bruder Esel“, muß von einem Christenmenschen geliebt und betreut werden wie ein Bruder, soll das ewige Heil gewonnen werden.

Was „sogar“ diese Heiligen wußten, wissen wir heute, nachdem Kriegsnot und Überarbeit unsere Gegenwart geformt haben, nur allzu gut, daß nämlich ohne freundlich und freudig funktionierenden Körper all unser Können, unser Wollen, Denken und Fühlen gemindert ist, oder zumindest eine einengende Grenze findet — wenn es nicht gar verfälscht und verdorben wird. Um der Klarheit unserer Empfindungen, um der Sicherheit unseres Geistes, um der Gesundheit unseres Körpers willen müssen wir uns darum kümmern: was werden wir essen?

Wissenschaftler und Politiker in allen Ländern haben angefangen, sich um diese Frage zu bemühen. Im In- und Ausland registriert man die Zunahme der Magen- und Darm-Erkrankungen, die Zunahme der Krebserkrankungen, die Zunahme der Geisteserkrankungen, die Zunahme der Managerkrankheiten

mit frühem Tod gerade der unternehmenden und leistenden Schichten der Bevölkerung — und schließlich auch die Zunahme der Früh-Invalidisierungen. Man erlebt aber auch die Abnahme der Schulleistungen, Abnahme der Fertilität, Abnahme der Keimfähigkeit — alles Erscheinungen, deren Auswirkungen sich weithin in das soziale und wirtschaftliche Gefüge der Völker erstrecken.

Eine schwere Sorge hat sich der Wissenden bemächtigt, denn es hat sich die Vorahnung Burckhardts bestätigt, es geht um die Zerstörung der Substanz, der gesunden fortpflanzungsfähigen Substanz von Mensch, Tier, Pflanze, Boden. Es braucht nicht der Schädigung durch Atomexplosionen, die Schäden in uns und um uns sind bereits da.

Wie aber kann geholfen werden? „Der Geist wehet, von wannen er will“, wir aber sind gehalten, zu tun, was in unserem Vermögen steht. Mit gesetzlichen Maßnahmen kann man nur das Feld der gröberen Schädigungen zu verhindern suchen. Gesetzliche Maßnahmen sind nötig und nützlich, sie können aber nicht in den Kern des Problems vorstoßen, denn da wir nach Maß und Gewicht den Handel treiben, unser Klima für Landwirtschaft und Gärtnerei schwierig, unser Boden großenteils arm und die Handarbeit teuer ist, können wir nicht einfach Mineraldünger und Spritzmittel durch Gesetz verbieten und „natürlich“ wachsen lassen. Im länderfernen Bezug können wir sowieso auf die Aufzucht keinen Einfluß nehmen. So bleibt vorderhand die Auswirkung im kleinsten Kreis. Wir können bei unserem Gärtner, in unserer Stadt die Forderung erheben nach „biologischem“ Anbau von Obst und Gemüse. Wir können aber kaum eine taugliche Kontrolle durchführen, gibt es ja noch nicht einmal Klarheit und Einigkeit darüber, was in diesem Zusammenhang als „biologisch“ anzusprechen ist. Immer aber wird es vorderhand eine Sache des Vertrauens sein, ob wir bekommen, was wir brauchen, ob wir *Lebensmittel* genießen oder Atrappen verzehren.

Da das Vertrauen in merkantilen Verhältnissen eine fragwürdige Basis darstellt, können wir uns auch zurückerinnern an den Garten unserer Großeltern und versuchen, wieder selbst anzubauen, was wir an Obst und Gemüse benötigen. Manches Kinderheim und Krankenhaus hat bereits diesen Weg beschritten, aus der Zwangslage heraus. Der Arzt möchte Rohkost verschreiben, aber das am Markt befindliche Gemüse und Obst macht so viele offensichtliche Beschwerden, daß manche Heimleitung sich zu eigener Produktion entschließt. Ebenso hat erst neulich ein Kinderkrankenhaus veröffentlicht, daß es nunmehr seinen eigenen Kuhstall betreibe. So können die empfindlichen Säuglinge Milch von *einer* Kuh bekommen und werden nicht durch die Tausende verschiedener Milchtropfen in ihrer Flasche gestört.

Für den Einzelnen ist ein eigener Garten freilich ein Problem in dieser Zeit der Groß-Siedlungen. Wenn die Raumplaner sich endlich entschlossen, angesichts dieser Notlage auf die Bonität der Böden bei ihren Planungen Rücksicht zu nehmen und nicht gerade das beste Gartenland als Fabrikgelände zu erschließen — einfach weil seine Lage die geringsten Erschließungskosten verursacht, so könnte in vielen Fällen leichter eine Lösung gefunden werden, als man gemeinhin denkt. Denn was hier etwa gespart wird, muß für die Krankenfürsorge, für Irrenanstalten und Zuchthäuser vervielfacht aufgewendet werden. Der Raumplaner wird also gute Böden zur Bearbeitung für den Einzelnen und seine Familie zur Verfügung bringen müssen. Dann aber kann

auch *die* Frage ihrer Lösung näher kommen, wie die durch Arbeitszeitverkürzung und Automation entstehende Freizeit zu positiver Auswirkung gelangen kann. Dann wird vielleicht auch der Traum eines der lebenswürdigsten Träumer Deutschlands, des Gartenmenschen Karl Förster, Wirklichkeit werden, der schon vor Jahren aus seiner Sehnsucht heraus schrieb: „Wir gehen einem vergeistigten Landmenschentum entgegen, das eine Umwertung vieler Werte mit sich bringen wird. Alle Stände werden daran teilnehmen, nicht zum wenigsten die Industriearbeiterschaft, die man nur durch Wechsel von Industriearbeit mit einem gewissen Bruchteil Land- und Gartenarbeit von der gefährlichen Lebenseintönigkeit erlösen kann.“

Aber gerade auch der geistig arbeitende Mensch, der fähig ist, zu begreifen, inwiefern und wie sehr seine Intelligenz, sein Wachsein, sein Wohlbefinden, sowie das Wohl seiner vorhandenen und zukünftigen Kinder von dem abhängt, was er ißt — und der weiß, wie Aroma, Vitamine und Enzyme die Basis für die Entwicklung der feineren Kräfte darstellen, auch dieser Geistesarbeiter, dem es auf volle Arbeitskraft, ganzes Menschentum und gesunde Nachkommen ankommt, er wird, einsichtig geworden, in großartigem Umschwung seiner bisherigen Einstellung sich zu Rilkes Ruf bekennen:

Erde, du liebe, ich will!

Wir haben oft den Wolken und dem Winde
am sanften Fluß andächtig zugeschaut.
Der Hauch des Waldes und der Duft der Linde
war Heimatatem, heilig und vertraut.

Wir haben oft im abendlichen Zimmer
in Lied und Wort die Sprache neu geliebt
und wußten — Freunde fremder Zungen — immer,
daß es nur diese Heimatsprache gibt.

Wir werden nie verwinden, was wir lassen,
und Heimweh tragen über Meer und Land.
Muß ich zum Abschied deine Hände fassen,
weiß ich: nun löst sich auch das letzte Band.

Ite Liebenthal

Verfassungstreue Wissenschaft?

9. 10. 1918. Wilhelm II.: „Das Heer hat mir doch den Fahneneid geschworen.“

General Groener: „Das hat in einer solchen Lage keine Bedeutung.“

Treueide haben sich abgenutzt; sie sind zu schnell hintereinander geschworen worden. Ein Lehrer an Volksschulen und an Gymnasien war 1915 verpflichtet, zur Kaisertreue zu erziehen, 1919 zur Weimarer Republik, 1933 zum Führer Adolf Hitler, 1949 zur Bundesrepublik. Wer innerhalb eines Menschenalters sein politisches Erziehungsziel dreimal wechselte, ohne irgendwann besondere Inbrunst an den Tag zu legen, blieb unangefochten. Wer sich 1915 zur Sozialdemokratie bekannte, hatte keine Aussicht, sich an einer deutschen Universität zu habilitieren. Ein Privatdozent, der sich 1919 zur sozialdemokratischen Partei bekannte, hatte keine Schwierigkeit, eine ordentliche Professur, einen Lehrstuhl zu gewinnen. Ein Professor, der sich 1933 zur Sozialdemokratie bekannte, verlor sein Amt. Ein Professor, der sich 1945 zum Nationalsozialismus bekannte, verlor sein Amt. Nehmen wir einmal an, daß ein Jeder von ihnen seiner wissenschaftlich geprüften Überzeugung gefolgt war, so mußten seine Erfahrungen ihn an dem Satz zweifeln lassen: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.“ Wer sich im raschen Wandel der Zeiten niemals leidenschaftlich eingesetzt hat, wer kurz vor dem Umschwung rechtzeitig ausgestiegen ist, der hatte am meisten Ruhe. Man hat das Joseph Fouché zum Vorwurf gemacht; aber heute bringt es das beschleunigte Tempo so mit sich.

Das Schlagwort: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“ liest man auf dem Wunschzettel der Aufklärung. Es stammt also aus England und wurde von Voltaire popularisiert. Man muß zugeben, daß es in England am besten realisiert worden ist. Ein Sprecher der englischen B B C sagte jüngst: „Sie hörten die trefflich begründete Rede des höchst ehrenwerten Herrn Gilbert Keith Chesterton über die in diesem Lande herrschende Unfreiheit, ein gutes Zeichen für die in diesem Lande herrschende Freiheit.“ Niemand fühlte die ungeschriebene britische Verfassung durch Chesterton gefährdet. „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.“ Den antiken Hochkulturen ist dieser Gedanke fremd. So etwas wie freie Forschung gab es allererst in Griechenland. Daß deren Lehre aber nicht frei war, zeigt schon das Schicksal des Sokrates. Die recht weite Duldsamkeit Indiens und Chinas galt religiösen Glaubensbekenntnissen. Freie Forschung ist ihnen bis tief in das 19. Jahrhundert hinein fremd. Die Blütezeit der islamischen Kulturen brachte eine „freie“ astronomische, chemische, medizinische und philosophische Forschung unter dem Schutze großzügiger Höfe. Sie fand Verständnis nur in kleinen auserlesenen Kreisen. Niemals hätte sie irgendeine Lehre vertreten können, die beiden, ebensowohl dem dogmatischen Islam wie der Politik der arabischen, persischen,

indischen Höfe zuwider gewesen wäre. Der Großmogul Akbar schützte Künste und Wissenschaften wohl vor fanatischen Priestern; aber seine Krone schützte ihn vor Kritik.

Gewiß durfte man auch in still verschwiegenen abendländischen Zellen astronomische Theorien vertreten, die Kopernikus und Galilei vorweg nehmen; aber dies geschah unter Ausschluß der Öffentlichkeit. So taten etwa Johannes Scottus Eriugena (unter karolingischem Schutz), Alexander von Neckham (auf englischem Boden) und Nicolaus von Oresme. Im allgemeinen aber standen die „freien“ Naturwissenschaften und Philosophien im Abendland jederzeit unter der kirchlichen Zensur der darin völlig einigen beiden Konfessionen. Selbst im Zeitalter der Aufklärung und später wurden Lessing, Kant, Fichte, Kuno Fischer von kirchlichen Stellen her gemäßregelt. Nur in England rechnet die Lehre der Wissenschaft einfach unter die umstrittenen Meinungen, deren Verkündung und Verbreitung tatsächlich ebenso frei ist, wie die gegen sie gerichtete Kritik kirchlicher, politischer Instanzen und persönlicher Gegner. Daß gegen David Hume etwa gepredigt werden konnte, das gehört selbst zur Freiheit der Meinung und ihrer Verbreitung. In Frankreich zensierte die Revolution ebenso wie Napoleon. Im deutschen Kaiserreich Wilhelms II. war die Macht der kirchlichen Zensur gesunken; die Lehren Darwins durften frei vom Katheder herab verkündet werden, nicht aber politisch unbeliebte. Die berühmten Kathedersozialisten lehrten hinter Masken. Daß der Nazismus keine freie Wissenschaft kannte, gab er offen zu. Vielleicht entsinnt man sich eines Aufsatzes aus dem „Schwarzen Korps“ gegen die Relativitätstheorie, deren „arische“ Verfechter „weiße Juden“ genannt wurden; die echten Juden, wie etwa Heinrich Hertz und Albert Einstein, waren demnach für die Herren Farbige.

Wie aber steht es nun heute im Gebiet der deutschen Bundesrepublik? Der Unterschied zwischen jenen freien Meinungen, die das Grundgesetz überhaupt schützt und den Lehren der Wissenschaft wird immer geringer. Für absolute Erkenntnisse Toleranz zu fordern, wäre ja auch widersinnig. Wenn $2 \cdot 2 = 4$ ist, kann man den Satz $2 \cdot 2 = 5$ nicht dulden. Aber selbst solche Sätze haben heute nur begrenzte Geltung; dieser zum Beispiel nur in einem dekadischen System. In einem Dutzendsystem, das die Null erst zwei Zahlen später setzt, gilt der Satz $2 \cdot 6 = 10$. Der berühmte pythagoreische Lehrsatz gilt innerhalb der euklidischen Geometrie. Axiome, die man früher für evident, für unwidersprechlich, für von selbst einleuchtend erklärt hat, werden heute von manchen Forschern nur Konventionen, also Abmachungen genannt. Mithin tritt überall in den exakten Wissenschaften die vorläufige Hypothese, also die möglichst gut begründete Meinung an die Stelle einer dogmatischen und bewiesenen Urteilsaussage. Jede begründete Meinung aber ist umstritten und kann also in der Wissenschaft so gut wie in der Politik Freiheit, Duldung, Toleranz verlangen. Das Grundgesetz will es. Die Thesen der klassischen Physik sind auch nur eng begrenzte Annäherungssätze.

Umstritten sind die Axiome und die Formeln der Logistik. Aber kein Politiker wird an diesen Lehren Anstoß nehmen, weil die meisten gar nicht verstehen, worum der Streit sich dreht. Hier herrscht also Freiheit der Forscher und Freiheit auch für die Bedenken einiger Scholastiker. Frei darf man

darüber disputieren, ob die geistvolle gaußsche Formel für die Summe einer Reihe aus ganzen Zahlen ebenso exakt ist, wie die stumpfsinnig gedankenlose Lösung eines Elektronenhirns, das ebenso schnell arbeitet wie Gauß und wie er immer richtig rechnet. Die Schwierigkeit liegt nicht bei der Frage, ob der Weltraum oder die Weltzeit endlich sei oder unendlich, sondern bei der Vergleichung mit dem Buche Genesis. Die Leidenschaft des religiösen und des politischen Streites um Meinungen und also um Lehren der Wissenschaft, um die begründeten Meinungen von Forschern auch, entflammt sich an Werturteilen. Ein Soziologe mag ungestört auf dem Katheder lehren, daß die Moslim wie die jüdischen Erzväter, Richter und Könige in vaterrechtlich polygamen Ehen leben dürfen und oft vertrauten Umgang mit Sklavinnen pflegen, auch daß es im klassischen China nicht anders sei. Aber wenn er in gutem Ernste, wie Arthur Schopenhauer, verkünden würde, so sei es ganz vernünftig und empfehlenswert, dann dürfte er bei uns auf Schwierigkeiten und auf den erbitterten Widerspruch von weiblichen Abgeordneten stoßen (schon wegen des B G B), obwohl wir solche Polygamisten von auswärts mit königlichen Ehren empfangen, wenn man Öl von ihnen bekommen kann. Anstoß erregt, wer daran erinnert, daß bei uns Tausende von Männern ab und zu im vertrauten Umgang mit Mädchen leben, die sich in die Sklaverei der Prostitution verkaufen wie im Morgenland. Ein ordentlicher Professor für Volkswirtschaft darf ungestört auf seinem Lehrstuhl die Meinungen von Karl Marx vortragen, darf sie auch bis in die Einzelheiten erörtern, darf deren geschichtlichen Ursprüngen nachspüren und deren Fortwirkungen sachlich darstellen. Beifall findet er besonders, wenn all dies mit jenem Akzent geschieht, in dem man vor hundert Jahren von den armen verblendeten und verirrtten Heiden zu sprechen liebte. Aber darf er im Westen, was er im Osten muß, eine Apologie des marxistischen Glaubens vortragen, darf er die Klassenjustiz von unten loben, darf er eine demgemäße Staatsverfassung begründen, rechtfertigen, verteidigen (falls er davon fest überzeugt ist)? Er versuche das, und er wird schon an einer behördenfreien Zensurschwelle scheitern, nämlich am Scharren der Studentenschaft, die von ernstlicher Kenntnis des Marxismus noch weit entfernt ist. Solange man sich hübsch an die Geschichte hält und sie nicht zum Vorwand braucht, gegenwärtige Verhältnisse durch Vergleich zu kritisieren, wird man friedlich lehren dürfen, wie sich das Königtum Spaniens auf den Sonnenstaat des Campanella berufen dürfe, Friedrich II. von Preußen auf Hobbes, Lenin auf Marx, die parlamentarische Demokratie auf John Locke, auf Rousseau, auf Montesquieu. Aber man wird sich hüten müssen, die Begeisterung von Carlyle für den alten Fritz zu teilen; denn so tat man im Reich der Nazi. Daß der große Schopenhauer seine Sympathien für den preußischen Polizeistaat und seine Abneigung gegen die badischen Demokraten sogar testamentarisch bezeugt hat, wird man vorsichtigerweise nur mit Mißbilligung und Befremden erwähnen, falls man nicht in den Ruf geraten will, geschichtliche Tatsachen als Masken für eigene und mißliebige Meinungen zu gebrauchen.

Kurz gesagt: sobald eine wissenschaftlich begründete Meinung, also eine freie Lehre, mit einer hinreichend starken kirchlichen oder politischen Macht zusammenstößt, ist es irgendwie erschwert, sie unbefangen auf dem Katheder vorzutragen. Und diese starke Macht ist heute die *Verfassung* oder die kämpf-

fende Demokratie, die durch Gesetz oder Verordnung auf sie verpflichtet, und zwar die Forscher und Lehrer der *Wissenschaft* an den deutschen Hochschulen verpflichtet. Dann aber gibt es erwünschte und unerwünschte Lehren, und folglich gilt der Satz „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“ keineswegs, sondern es gilt „Der Forscher ist auf die Verfassung verpflichtet“. Beides zusammen kann unmöglich gelten; denn beide Thesen widersprechen einander ersichtlich. Allerdings gibt es legale Mittel, die gegenwärtige Verfassung zu ändern, etwa eine Monarchie zu errichten, die, wie in anderen sogar sozialistischen Staaten, die parlamentarische Demokratie krönt. Man braucht ja nur drei Viertel der gesetzgebenden Instanzen dafür zu gewinnen. Allein jeder Denkende kann sich leicht errechnen, welche Wahrscheinlichkeit für einen solchen Umschwung besteht. Vielleicht wird man sagen, es sei unwahrscheinlich, daß viele Forscher in Versuchung geraten, gegen die verfassungsmäßig geschützte öffentliche Ordnung zu lehren. Ich weiß doch nicht. In unserer Demokratie gilt, wie schon unter früheren Verfassungen, das Bürgerliche Gesetzbuch. Und sämtliche Prozesse, die gegen Schuldige geführt werden, setzen ausdrücklich voraus, daß sie freien Willens gehandelt haben müssen, wenn man sie bestrafen will, vorsätzlich. Wenn auch die heute herrschende Philosophie mit einem fast frevlerischen Leichtsinne diese Freiheit als eine ausgemachte und leicht begreifliche Tatsache hinnimmt, so darf man doch daran erinnern, daß die meisten Mediziner und besonders die Psychiater darüber sehr anders denken und die so genannte Willensfreiheit geradenweges leugnen. Ihre schweren Bedenken sind gar nicht so weit entfernt von Gedanken, die Augustinus, Thomas von Aquino, Calvin und Martin Luther bewegen. Die Mediziner üben nur die begreifliche Vorsicht, diese ihre Ansichten in der Geheimsprache ihrer Fakultät vorzutragen. Vor Gericht befragt, ob der Angeklagte sich im Zustand der Willensfreiheit befinde, antworten sie meist mit Ja; und sie denken sich dabei, eben in jenem Zustande, den die darin dilettantischen Juristen als willensfrei bezeichnen. Auguste Forel hat das seinerzeit in nüchternen Worten drucken lassen, um jeden Zweifel auszuschließen. Die meisten Mediziner teilen in diesem Punkte also die Ansicht Arthur Schopenhauers und übrigens die Lehrmeinung des Materialismus aller Spielarten, auch des dialektischen Materialismus. Mindestens kann man sich fragen, ob diese Lehre nicht im Widerspruch mit der gesamten Rechtsprechung in unserer Demokratie stehe. Sie tut es, ohne daß man der medizinischen Fakultät eine Schwierigkeit daraus macht; denn was wollen die berufenen juristischen Hüter der Verfassung beginnen, wenn der Blinddarm anfängt, ihnen wehe zu tun? In der DDR ist man unbesorgter. Man lehrt dort keineswegs, die Wissenschaft und ihre Lehre sei frei, sondern man gebraucht dort gegen Studenten und Professoren dieselben Mittel, die ehemals die Inquisition gegen Galilei angewendet hat.

Seit Aristoteles weiß man im Abendland, daß es monarchische, aristokratische und demokratische Verfassungen gibt, mit ihren Vorzügen und mit ihren Nachteilen, mit Revolutionen und Restaurationen. Dies darf man auf dem Katheder frei und öffentlich lehren. Obschon es demokratische Länder mit monarchischer Repräsentation gibt, obschon die Sozialisten dieser Länder gar nicht an der Entthronung ihrer „Beherrscher“ interessiert sind, darf man bei

uns nicht ex cathedra die Vorzüge der Monarchie vor dem Praesidialsystem preisen. Ein Journalist, ein Abgeordneter darf es — ein Professor mitnichten. Ein alter Hanseat darf sich gern der Zeiten erinnern, da die Souveränität seiner Republik beim patrizischen Senat und bei der Bürgerschaft lag, aber eben nicht beim Volke. Lächelnd gedenkt er der Zeit, da Wilhelm II. kurzerhand erklärte: „Hamburgische Senatoren sind Fürsten“, wenn etwa sein Großvater dazu gehört hat. Aber darf er es im Seminar gut finden? Oder darf er in Abwandlung eines Wortes von Talleyrand sagen: „Wer nicht vor 1914 gelebt hat, weiß nicht, wie die Süßigkeit des Lebens mundet.“?

IN DER DACHKAJÜTE

Dies ist mein Dasein! Es faulen die Sparren
über dem Schädel, der störrisch sich senkt;
hör sie wie Tauwerk sich scheuern und knarren:
Schiffahrt, durch Meere von Ziegeln gelenkt!

Leck der Kajüte geneigtes Gewände —
über das Dach braust die triefende Nacht.
Feststeht der Überfahrt sternklares Ende,
aber es steht nicht in unserer Macht.

Jahre — nach Strophen auf Zunder zu zählen,
ratlos vom Nagel ins Türholz gezinkt:
Nun, da sich Strophen und Zeichen vermählen,
werd ich von Schatten verlangend umringt.

Zunge, dich löst nicht Erregung hienieden,
nur was besänftigt und lindert, befreit
dich von der Pein: Und ein perlender Frieden
breitet auf Segel und Salz seine Zeit —

Noch schlägt die Steinflut mit lautlosen Brechern
hart durch die Luken und löscht mir das Licht.
Bersten die Planken? Hier über den Dächern
geb ich von Schiffbruch und Landung Bericht.

Heinz Piontek

Problematisches Grenzland-Theater

Es ist gewiß gut zu begründen, daß die Theater an der Grenze — die Grenzland-Theater — sich eine spezielle Ambition zuschreiben, eine eigentlich den normalen Anspruch des Kulturtheaters überragende Aufgabe, und daß die meisten dieser Bühnen die Unmöglichkeit beklagen, ihre besondere Mission zu erfüllen. Mit Recht sagt man: diese Theater an der Grenze haben sich als die Schaufenster der Nation, als deren Kulturvitruinen und Kunstschaukästen zu bewähren. Den Nachbarn im angrenzenden Ausland soll — man möchte sagen: in greifbarer Nähe — ein geistiger, kultureller, künstlerischer Standard der deutschen Schaubühne vorgestellt werden, eine Perfektion, ein Maximum szenischer Leistungsmöglichkeit, keinesfalls jedoch ein uninteressanter Durchschnitt oder gar noch weniger als nur dieser. Das ist zweifellos eine legitime kulturpolitische Verpflichtung und bedeutet eine ebenso legitime Kulturpropaganda. (Die fatale Tatsache, daß das deutsche Theater nahezu zwölf Jahre lang propagandistisch mißbraucht wurde, widerlegt nicht die Legitimität der über die nationalen Grenzen hinaus-zielenden Präentionen.) Eher noch als das Binnentheater sollte das Theater an der Grenze eine Attraktivität von überlokaler Wirksamkeit erweisen. Es sollte das Publikum im nahen Ausland interessieren. Insbesondere den anspruchsvollen Teil des theaterinteressierten Publikums sollte es anziehen, über die Grenze zu ziehen vermögen. Die nahen Ausländer sollte es durch seine Leistung zum Besuch animieren, sie und mit ihnen die seriöse, die potentielle, die zuverlässige Theaterkritik. (Am Wohlwollen eines mit guten Worten und guten Freiplätzen hofierten Lokalreporters sollte keinem Kulturtheater viel gelegen sein.) Wie jedoch steht's mit dem deutschen Grenzland-Theater in Wirklichkeit?

Im Südwesten etwa, am Bodensee, ist der exemplarische Fall gegeben und leicht zu kontrollieren. Hier könnte das Kulturpolitikum sich besonders intensiv, auch besonders produktiv auswirken, weil die Bühnen auf der deutschen Seite der Seeregion nicht in ein fremdsprachiges Ausland, sondern in zwei deutschsprachige Länder auszustrahlen vermögen: in die Schweiz und nach Österreich, ins Vorarlberg. Den Stadttheatern in Konstanz und in Lindau ist dort die spezifische Aufgabe des Grenzland-Theaters gestellt. Wird sie jedoch gelöst? Kann sie heute gelöst werden?

Das Betriebssystem des relativ kleinen Konstanzer Theaters — mit knapp fünfhundert Plätzen eigentlich ein Kammerspielhaus, das von vornherein die technisch anspruchsvolle Oper und die klassische Operette ausschließt, — ist die traditionelle „stehende“ Bühne mit eigenem Ensemble. Bei seiner räumlichen Beengtheit und der daraus folgenden begrenzten Einnahmemöglichkeit, mit einem verhältnismäßig geringen Zuschuß von kaum mehr als jährlich hundertachtzigtausend DMark, kann trotz ernsthaftem Bemühen kein attraktiveres Niveau erreicht werden als eben dasjenige, das erreicht wird: einer Provinzbühne, deren lokale Bedeutung als Bildungstheater sicherlich

nicht zu bezweifeln, die aber schwerlich heute zu einer überlokalen Bedeutsamkeit zu steigern ist. Gerade jedoch Konstanz, diese deutsche Enklave im schweizer Territorium, ist kraft der günstigsten regionalen Situation prädestiniert sowohl zur Kultur- und Kunstvitrine mit weitreichender Ausstrahlung, als auch zum Magneten, der die anspruchsvolle ausländische Nachbarschaft anzuziehen vermöchte. In Wirklichkeit aber fahren, umgekehrt, die interessierten Konstanzer hinüber; über die Grenze, insbesondere nach Zürich, wo ohnehin immerzu zugkräftige Veranstaltungen, Ausstellungen, Konzerte locken, auch die international gültigen Filme in Originalversion, speziell jedoch die Aufführungen des Zürcher Schauspielhauses, heute einer der höchstrangigen Sprechbühnen im gesamtdeutschen Sprachgebiet. Und Zürich ist per Auto oder Autobus in einer Stunde — Winterthur mit seinen wichtigen Museen und seinem guten Theater sogar in einer halben Stunde — von der Grenze, also von Konstanz aus zu erreichen. Zuweilen hat man's noch bequemer: In Kreuzlingen, dem Schweizer Vorort des deutschen Konstanz, in ein paar Minuten, mit einigen Schritten über die Grenze erreichbar, gastieren ab und zu die großstädtischen Zürcher und Basler Bühnen samt ihren Stars (etwa der großartigen Maria Becker); auch die attraktive Operette wird dort angeboten (in der vorigen Spielzeit: „Eine Nacht in Venedig“, „Ein Walzertraum“ und die noch immer populäre „Lustige Witwe“), mithin Aufführungen, die den Standard der Konstanzer Bühne, ihre Leistungsmöglichkeit weit übersteigen. Selbstredend stellt Kreuzlingen seinerseits einen gewissen Teil des regulären Konstanzer Publikums. Jedoch ist auch diese Frequenz nur lokal wertbar, nicht aber eine Erfüllung dessen, das erfüllt werden müßte und erfüllt werden könnte. Denn nicht nur ist das Konstanzer Theater nicht, kann vorerst nicht sein, das brillante Schaufenster der deutschen Schauspielkunst; sondern das Schaufenster und die starke Attraktivität befinden sich auf der anderen Seite der Grenze, zumal in der nahen Metropole Zürich.

Dieser unbefriedigende Status ist sicherlich kein Einzelfall in der Bundesrepublik. Auch andere Grenzland-Theater vermögen die von ihnen beanspruchte und ihnen zugewiesene Mission nicht zu erfüllen. Indes ist Konstanz seiner bevorzugten Lage wegen ein besonders drastisches Beispiel. Generell wäre zu sagen: Der Staat müßte genauer als bisher die kulturpolitische Bedeutung des Grenzland-Theaters erkennen. Es müßte weniger darüber deklamiert und mehr dafür geleistet werden. Aus der Fülle der Millionen, die jährlich den hundertzehn permanent spielenden Bühnen der Bundesrepublik aus öffentlichen Mitteln zugeschossen werden — im Vorjahr rund sechzig Millionen — sollten ungleich höhere Subventionen als bisher diesen Theatern an der Grenze zugeführt und ihnen somit überhaupt erst ein repräsentatives Niveau finanziell ermöglicht werden. (Die Sachverhalte werden deutlich, wenn man den Konstanzer Zuschuß von hundertachtzigtausend DMark, in einer Stadt mit etwa fünfzigtausend Einwohnern, vergleicht mit der Subventionierung des Freiburger Stadttheaters: weit über eine Million DMark, in einer Stadt mit hundertzehntausend Einwohnern!) Freilich ist's nicht ausschließlich ein finanzielles Problem, das zu lösen ist. Im Bezirk der Kunst und ihrer Verwaltung entscheiden über Glück und Pech allemal Profil und Wuchs der Persönlichkeiten. Jedoch müssen auch sie versagen, wenn die zureichende materielle Basis fehlt.

Eine andere Möglichkeit liegt in der Richtung des in Lindau seit einigen Jahren präsentierten Vorbilds: in einer Änderung des Betriebssystems: der Abwandlung des „stehenden“ Theaters zur Gastierbühne. Das Lindauer Stadttheater, ein neues elegantes Haus mit nahezu tausend Sitzplätzen, wirkt tatsächlich — ohne eigenen Spielkörper — als ein weithin sichtbares und wirk-sames Schaufenster für die wichtigsten Inszenierungen wichtiger Bühnen und Tournée-Ensembles, so derjenigen des Hamburger „Grünen Wagens“. Lindau zeigte im Original, in der jeweiligen Originalbesetzung, die erfolgreichsten Aufführungen der Münchner Kammerspiele, des Münchner Staatstheaters, der Münchner Staatsoperette und, wenn auch seltener, der Münchner Staatsoper. Man sah dort die Bergner, Käthe Gold, Werner Krauß, Ginsberg, Anne Kersten, Ernst Deutsch, Rudolf Forster. Man sah Hilperts „Deutsches Theater“ aus Göttingen in charakteristischen Inszenierungen. Das kulturelle Signum gewinnt Lindau jedoch durch seinen systematisch gefügten Spielplan: er reicht in jedem Jahr sowohl im Schauspiel wie in der Oper von den Klassikern bis zu den modernsten Autoren und Komponisten. Die kulturpolitische Bedeutung und gleichzeitig die Attraktivität dieses Grenzland-Theaters werden an fast jedem Theaterabend schon äußerlich verdeutlicht: in der Auffahrt der vielen in- und ausländischen Autos und Autobusse, deren Nummernschilder eindeutig das sich versammelnde internationale Publikum aus dem ganzen Bodenseegebiet, aus der Schweiz, aus Österreich kennzeichnen. Beachtlich ist gewiß auch die Tatsache, daß der Lindauer Theaterzuschuß gleichwohl zuletzt nur knapp vierzigtausend DMark betragen hat. Zweifellos wird hier ein hochinteressantes Beispiel offeriert. Will man es nicht nachahmen, will man die alte Betriebsform des „stehenden“ Theaters konservieren, und will man wirklich die Mission des Grenzland-Theaters nicht ignorieren, so bleibt es unbedingt die Aufgabe des Staats, das tragfähige materielle Fundament bereitzustellen.

Es fällt in die Stunde Jetzt,
was gestern sich vorbereitet,
und ohne großes Erklären
verletzt die Gegebenheit
schon in der ersten Runde
den Schwächern im Nehmen.

Es finden sich zu Füßen der See
Stromband und Mondzeit
immer zu Ebbe und Flut;
aber die Vorhut der Tage
zieht sich luvwärts davon,
während ein Schemen halber Bekanntheit
dämmrig in Lee
den schweren Frühschlaf begleitet.

Jörg Steiner

Das Ende Willi Münzenbergs

Ein Opfer Stalins und Ulbrichts

Als die deutschen Heere im Mai 1940 überraschend die Niederlande und Belgien überschwemmten und auf die französischen Grenzen anrückten, brach in Paris eine Panik aus, welche die ganze Schwäche Frankreichs in dieser Zeit verriet. In hysterischer Angst vor Agenten und Spionen, die man allenthalben witterte, ließ man über Nacht die noch relativ wenigen in Freiheit befindlichen deutschen und österreichischen politischen Emigranten inhaftieren, die gleichen, denen man eben noch volles Vertrauen geschenkt hatte.

In Paris hatten sich diese Personen im Stade Buffalo einzufinden, ausdrücklich war ihnen erklärt worden, sie dürften nur eine bestimmte Summe Geldes, nicht mehr als 3000 Franken bei sich tragen und so wenig wie möglich Gepäck mitbringen. Bald darauf wurden die Häftlinge in Sammeltransporten nach verschiedenen Plätzen jenseits der Loire und im Rhônegebiet gebracht. Man teilte sie in Kompanien ein, die als „Companies des travailleurs“ verschiedenen Regimentern als Arbeitsabteilungen zugeteilt wurden. Einige dieser Arbeitskompanien wurden dem Infanterieregiment 143 angeschlossen, das in Grenoble garnisoniert war, jetzt aber im Truppenlager Chambarran östlich von Lyon unweit vom Orte La Tour du Pin lag. Die Kompanien wurden dort in Stärke von mehr als hundert Mann in Baracken untergebracht. Eine dieser Kompanien setzte sich zur Mehrzahl aus Männern im Alter von 50 und mehr Jahren zusammen, jedoch waren auch Angehörige jüngerer Jahrgänge wenn auch nur in geringer Zahl vertreten. Die Zusammensetzung der Kompanie war gemischt, denn in ihren Reihen sah man nicht nur deutsche politische Emigranten, sondern auch katholische Priester aus dem Saargebiet und einstige Fremdenlegionäre, die nicht französische Bürger geworden waren und deshalb noch als deutsche Bürger angesehen wurden. Es gab unter ihnen Katholiken, Protestanten und Juden, Sozialdemokraten, einstige Kommunisten und Vertreter jener zahlreichen Splittergruppen, die sich in der Emigrationszeit gebildet hatten. Ohne Zweifel waren auch aktive Kommunisten vorhanden, die sich getarnt hatten und denen es infolge Namensveränderung gelungen war, der Aufmerksamkeit der Politischen Polizei zu entgehen, so daß sie nicht bereits früher interniert worden waren. Endlich tauchten auch dunkle Elemente auf, die einmal für Geheimstellen tätig gewesen und inzwischen „abgehängt“ worden waren.

Unter den „Prestateurs“, wie man die Kompaniemitglieder nannte, befanden sich Personen wie der ehemalige preußische Finanzminister Otto Klepper, der Verleger Kurt Wolf, der Herausgeber des „Neuen Tagebuchs“ Leopold Schwarzschild, der Maler Ludwig Kainer, der Kunstschriftsteller Paul Westheim, der Schriftsteller Hans Siemsen, der Journalist Richard Dyck, die Gewerkschaftler Jakob Walcher und Valentin Hartig, endlich Willi Münzenberg.

Man beschäftigte die meisten Prestateurs mit Straßenarbeiten, aber auch mit Anlagen innerhalb des Lagers, so erhielt Münzenberg den Auftrag, den Garten des Lagerkommandanten, eines Offiziers der Alpenjäger, zu pflegen.

So hat einer der führenden Leiter der deutschen Propaganda im Ausland gegen das Hitlerregime in der letzten Zeit seines stürmischen Lebens Blumen gepflanzt und begossen, eine dem thüringischen Bauernjungen, der auch einmal Schusterlehrling und Friseurgehilfe gewesen war, vertraute Tätigkeit, die er sorgsam und sogar liebevoll, lächelnd und doch auch melancholisch erfüllte, immer voller Harm im Herzen, in dieser aufregenden Zeit zu nichts Anderm berufen zu sein, als Pfade anzulegen und Blumen zu hegen. Bei seiner Gartenarbeit fand er im Gewerkschaftler Valentin Hartig einen Gehilfen.

Zeugen bekunden, Münzenberg wäre im Lager ein auffallend stiller, in sich gekehrter, sogar scheuer Mensch gewesen und von Sorgen erfüllt, vor allem hätten ihn dauernd die Gedanken an seine Frau mitgenommen, die mit vielen Frauen deutscher und österreichischer Herkunft im Lager Gurs in den Pyrenäen, weit entfernt von Chambarran, interniert worden war. Einige bekunden sogar, Münzenberg hätte zuweilen den Eindruck eines völlig verzweifelten Mannes gemacht, der auch nachts aus dem Schlafe aufgeschrien habe, wieder andere aber versichern, er sei meist ungewöhnlich gleichmütig erschienen.

Man kan auf Grund eigener Gespräche in den Monaten Januar und Februar 1940 in Paris annehmen, daß Münzenberg, stets Stimmungsschwankungen rasch ergeben, zuweilen Depressionen verfallen, mit großer Skepsis, wie die meisten politischen Emigranten, aber auch voller Unruhe die allgemeine politische und militärische Lage ansah, gleich vielen von den deutschen Erfolgen in Polen überrascht war und einen siegreichen Vormarsch der deutschen Truppen im Falle einer Offensive im Westen für möglich hielt, sich auch keinen großen Illusionen über die militärische Widerstandskraft Frankreichs und über die strategischen Fähigkeiten des französischen Generalstabs ergab. Das Bewußtsein, auch nicht den geringsten Einfluß mehr ausüben zu können, der Verlust zahlreicher Freunde infolge ihrer Internierung, die aufgezwungene Untätigkeit mußten depressive Stimmungen verstärken. Was Einem persönlich bevorstand, wenn man den Siegern in die Hände fallen würde, war Jedem und besonders Münzenberg erschreckend klar, denn vom Gegner war nur der Tod zu erwarten.

War es nicht eine verlorene Sache, für die man sich eingesetzt hatte? In Augenblicken brach damals nicht etwa nur in Münzenberg ein niederwerfendes Gefühl von Verzweiflung durch, und jeder Tag brachte neue schlimme Nachrichten, man saß in einem rettungslos untergehenden Schiff. Sowjetrußland war fern, und, da Münzenberg mit Stalin gebrochen hatte und, durch den Pakt mit Hitler erst recht in seiner Überzeugung vom neorussischen Imperialismus überzeugt war, schien es auch in dieser Zeit keine Hoffnung mehr vom Osten her zu geben. So blieb ihm nur übrig, Gleichmut zu bewahren und sich in Geduld zu fassen. In Augenblicken tiefster Depressionen mögen bei manchen sogar Gedanken aufgetaucht sein, seinem Leben ein Ende zu bereiten und nicht gleich einem Don Quichote lächerlich vor der Welt zu erscheinen.

Was war aus dem kleinen, rastlos tätigen Manne mit dem spitzen Kinn, den oft ironisch blitzenden, listigen braunen Augen geworden, der mehr als zwanzig Jahre lang unaufhörlich organisiert, publiziert, redigiert, geredet, aufgerufen und gekämpft hatte? Was war aus diesem Bauernjungen, der in

der Landschaft eines Thomas Münzer aufgewachsen und im Erfurt Luthers zur sozialdemokratischen Jugendbewegung gekommen war, geworden, einem Manne, der nun Blumen begoß, nachdem sein Name in den Polizeiberichten der ganzen Welt verzeichnet war? Der am 14. August 1889 in Erfurt geborene Münzenberg hatte die rasche Entwicklung der sozialdemokratischen Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg erlebt, war als Wanderbursche nach Italien und in die Schweiz gezogen, hatte sich bald mit dem gemäßigten Flügel in der Jugendbewegung zerstritten und war in die Schweiz gegangen, nicht auch zuletzt um dem Heeresdienst zu entgehen. In Zürich war er unter dem Einfluß des Arztes Brupbacher, der mit einer Russin verheiratet war, zum Anarchisten geworden, aber endlich gelang es ihm dort, in der sozialdemokratischen Jugendbewegung Boden zu gewinnen, und dort begann er seine organisatorischen wie propagandistischen Talente zu offenbaren. Bei Kriegsausbruch war er in der Schweiz geblieben und hatte sich dem radikalen sozialistischen Flügel angeschlossen, der bald unter den Einfluß Lenins geriet, nachdem Lenin ein Asyl in der Schweiz gefunden hatte. Lenin hatte Gefallen an dem jungen Deutschen gefunden, der voller Temperament die Thesen Lenins gegen den imperialistischen Krieg propagierte. Zusammenstöße mit der Polizei und auch Gefängnishaft blieben nicht aus. Münzenberg gehörte zu den Teilnehmern der Konferenzen von Zimmerwald und Kienthal, und im Jahre 1917 brachte er es sogar fertig, im plombierten Wagen durch Deutschland zu fahren, um an der sozialistischen Friedenskonferenz in Stockholm teilnehmen zu können. Nach Kriegsende kehrte Münzenberg in das aufgewühlte Deutschland zurück, beteiligte sich sofort an Unternehmungen in Württemberg, kam vor Gericht und ins Gefängnis, auch bald wieder frei und wurde nun an die Spitze der Kommunistischen Jugendinternationale in Berlin berufen. Lenin hatte ihn dazu bestimmt, und so kam Münzenberg im Jahre 1920 nach Berlin, Stätte seiner fast dreizehnjährigen Aktivität.

Als Sinowjew auf die Absetzung des allzu selbständigen Leiters der Jugendinternationale drang, beauftragte ihn Lenin mit der Führung einer großen Werbeaktion für die Hungernden in einem durch Krieg und Bürgerkrieg, durch Dürre und Mißernten heimgesuchten Rußland. In der großen Hungerhilfeaktion hat Münzenberg zuerst offenbart, daß er imstande war, Fäden über die ganze Welt zu ziehen und Werbeaktionen großen Stils ins Leben zu rufen. Er schuf die Internationale Arbeiterhilfe, Urzelle der vielen Unternehmungen, die in den nächsten Jahren wie Pilze aufschossen. Er rief Verlage, Zeitungen, Filmunternehmungen, sogar Fabriken ins Leben, sammelte Gelder, versammelte Personen aus verschiedenen Parteien um sich, gründete immer neue Komitees, war Reichstagsabgeordneter, fuhr unaufhörlich durchs Land, war rastlos tätig, schüttelte Ideen wie Nüsse aus dem Sack, erwies sich, dank eines angeborenen großen Talents, einer bestrickenden Liebenswürdigkeit und eines persönlichen Charmes, als großer Menschenfänger. Bald wurde der Name „Münzenberg“ weithin bekannt, die Einen bewunderten sein Organisationstalent, die Andern sahen in ihm den „Roten Hugenberg“ und hielten ihn für einen skrupellosen Geldmacher, wieder Andere, die ihn aus der Nähe beobachten konnten, wußten, daß er einer der wenigen deutschen Revolutionäre von Geblüt war. Der halbgebildete Dorfjunge sprach keine fremde Sprache, vermochte sogar nicht einmal einwandfrei zu schrei-

ben, aber war fähig, von der Rednertribüne her Massen hinzureißen, und mag, wenn er ganz besessen von seinem Thema war, einer der stärksten deutschen Redner in jenem Zeitabschnitt gewesen sein. Man hatte ihn auch bald mit internationalen Aufgaben betraut, und so war er es, der es im Februar 1927 auf einem Kongreß in Brüssel fertig brachte, daß der junge Nehru und der alte Landsbury miteinander sprachen, daß junge nationale Führer aus Indochina, Indonesien und China ihre Ziele proklamierten. Münzenberg ist es gewesen, der zuerst antikoloniale Propaganda im großen Stil getrieben hat. Er gewann Albert Einstein für Solidaritätsaktionen, verständigte sich mit dem Schotten Maxton, mit der Engländerin Ellen Wilkinson, zog Barbusse heran, schlug Brücken zur italienischen Emigration und sprach mit Negern vom Kongo. Zur gleichen Zeit rief er eine Photographenvereinigung ins Leben und machte Sammlungen für Arbeitslose und alte Leute.

Dank eines erstaunlichen diplomatischen Talents und eines natürlichen Humors vermochte er oft in bestrickend liebenswürdiger Form Menschen für sich und seine Aufgaben zu gewinnen. Ganz im Gegensatz zu den Parteifunktionären, in denen Heinrich Mann nichts als „kleine Subalternbeamte“ gesehen hat, offenbarte sich Münzenberg, der in jungen Jahren in die Fremde gezogen war und im Kriege in der Schweiz viele Erfahrungen im Umgang mit Menschen gesammelt hatte, als ein aufgeschlossener, wendiger und witziger Mann, der auch Anderer Meinungen gelten ließ, sich unabhängig benahm und oft verriet, wie wenig er von den leitenden deutschen Parteifunktionären hielt. Er wurde der Leiter eines ausgedehnten Konzerns, den er neben und außerhalb der Partei errichtete und dem er auch das Aussehen eines selbständigen Körpers zu geben suchte, nur prinzipiell und in der Bewahrung der Grundlinie, die von der Komintern je nach den Umständen ausgegeben war, hielt er den Kurs inne, von dem er sich dreist Abweichungen erlaubte. Im Grunde blieb er der nach Unabhängigkeit verlangende Sozialist, der schon in den ersten Jahren seines politischen Lebens in Widerspruch mit dem sozialdemokratischen Parteiapparat geraten war, Konflikte, die auch seine Emigration in die Schweiz veranlaßt hatten.

Jetzt in den zwanziger Jahren hatte er einen solchen umfangreichen Apparat geschaffen, daß er sich vielleicht ganz unabhängig hätte machen können, wenn er sich nicht klug und überlegt, auch nicht ohne eine gewisse Bauernschlauheit bewußt gewesen wäre, wie groß die Macht hinter ihm war und wie verführerisch auch das Spiel lockte, eine Zwischenstellung behaupten zu können, so hielt er sich wohl an die Direktiven der Komintern, aber versuchte Widersprüche geschickt zu verschleiern, ohne es auf offene Auseinandersetzungen oder gar Konflikte ankommen zu lassen wie etwa in der Frage des berüchtigten Volksentscheids in Preußen, den er mit Hilfe einiger seiner engen Freunde zu sabotieren versuchte. Man ließ ihn gewähren, weil man doch seiner sicher zu sein glaubte und weil man ihn auch gar nicht ersetzen und nicht entbehren konnte. Diese Unentbehrlichkeit war sein großes As, das er, ein großer und leidenschaftlicher Spieler von Beruf, wohl hütete. Der geniale Improvisator, eine seltene deutsche Erscheinung, schien zuweilen keine moralischen Hemmungen zu kennen, wenn er seine Volten schlug und seine eigenen Wege zu tarnen suchte, aber immer glaubte er, auch wenn er es nur selten bekannte, die soziale Revolution würde unaufhaltsam sein und

allenthalben siegen, wie er es in jungen Jahren zuerst von August Bebel und dann von Lenin persönlich in den heißen Auseinandersetzungen in Zürich erfahren hatte. Er war ein Revolutionär von Geblüt und glich in manchem dem Arbeiterpropheten Weitling, der einst rastlos durch die Länder gewandert war den Blick in ferne Zukunft gerichtet.

Wie konnte ein solcher Mann bei den Gehaltsempfängern im Karl-Liebknecht-Haus, bei den Personen, die sich trotz ihrer Festbesoldung Berufsrevolutionäre nannten, beliebt, willkommen und angenehm sein! Er trieb mit den Ulbricht und Pieck ein Katze-Maus-Spiel und ertrug lachend ihre kleinen Intrigen, und weil er nicht viel von ihrer Moral hielt, speiste er sie mit Geldern ab, die er nicht eben gerne aus seinem Konzern herauszog, sie nahmen es an, weil sie Geld brauchten, nicht *er* war auf sie angewiesen, sondern *sie* auf ihn, und darum haßten sie ihn.

Als die Nachricht vom Reichstagsbrand kam, war Münzenberg in Frankfurt, seinem Wahlkreis, in dem er in großen Versammlungen Wahlreden gehalten hatte. Im Gegensatz zur Parteiführung hatte er an die Machtergreifung der Nazis geglaubt und sich Mitte Februar über sie mokiert, weil man im Karl-Liebknecht-Haus tatsächlich an legale Formen einer Hitlerregierung glaubte: „Sie, die Parteifunktionäre, kommen mir vor wie Tänzer, die gar nicht bemerkt haben, daß der Vorhang schon gefallen ist, und die nun weitertanzen, als ob die Zuschauer noch dasäßen. In zwei, drei Wochen ist Alles aus...“ In derselben Nacht, da man Münzenbergs Wohnung in Berlin Unter den Zelten durchsuchte und verwüstete, saß er mit einem alten treuen Gefährten im Wagen, der im rasenden Tempo der französischen Grenze zueilte. Bei Tagesanbruch hatte man die Grenze paßlos überschritten, und nach einer kurzen Wartezeit gewährte man ihm in Frankreich ein Asyl als einem der ersten deutschen politischen Flüchtlinge, er wußte, daß es eine harte, lange Emigration sein würde, wahrscheinlich nur beendet durch einen furchtbaren Weltkrieg, weit furchtbarer als es der Erste Weltkrieg gewesen war, er war sich auch im Gegensatz zur Parteileitung bewußt, daß man eine entsetzliche Niederlage erlitten hatte und es bald sogar mit der illegalen Tätigkeit in Deutschland aus sein würde.

In Paris richtete er sich ein, versammelte in kurzer Zeit alte und auch neue Mitarbeiter um sich, entfaltete sofort eine fieberhafte Tätigkeit und erhielt auch offiziell von der Komintern den Auftrag, die Gegenpropaganda gegen die Nazis zu dirigieren. So wurde er im Ausland der große Gegenspieler Goebbels, den er mit propagandistischen Tricks zu übertreffen suchte. Goebbels, Göring und auch Hitler griffen ihn in Reden heftig an, überschütteten ihn mit diffamierenden Haßausbrüchen, und wenn die Nazis jemanden gehaßt haben, so war es in dieser Zeit Münzenberg. Er gab das „Braunbuch“ heraus und organisierte in London den „Gegenprozeß“ gegen den Reichstagsbrandprozeß, der das Reichsgericht nötigte, sich mit den Thesen und Anklagen des Braunbuchs zu beschäftigen. Er ließ im Laufe der nächsten Jahre zahlreiche Dokumentenpublikationen erscheinen wie „Das braune Netz“, eine systematische Darstellung der nazistischen Spionagetätigkeit im Ausland, ein „Weißbuch zum 30. Juni 1934“ mit allem erreichbaren Material über die blutigen Vorgänge der sogenannten Röhmrevolte, er selber

konnte mit Recht dementieren, daß er den General von Bredow nie in seinem Leben, geschweige in Paris gesprochen hatte, er ließ zwei Bücher über die Kirchenverfolgungen in Deutschland veröffentlichen, und im Ganzen sind es rund hundert Publikationen, die in jenen Jahren im Carrefour-Verlag Münzenbergs in Paris erschienen sind. Er rief in Paris die „Freiheitsbibliothek“ ins Leben, in der die von Goebbels verbotenen und verbrannten Bücher gesammelt wurden. In Prag und Paris erschienen die „Arbeiter Illustrierte“ und das Wochenblatt „Der Gegenangriff“, eine Zeitschrift „Unsere Zeit“, und endlich organisierte er Konferenzen und Kongresse, gründete mit Unterstützung Lord Cecils in Brüssel das „Rassemblement Universel pour la Paix“ und führte in Paris das einst in Amsterdam ins Leben gerufene „Weltkomitee gegen Krieg und Faschismus“ fort, dessen Vorsitzender Professor Langevin war. Gleichzeitig nahm er Verbindungen mit zahlreichen Persönlichkeiten in vielen Ländern auf und unternahm im Jahre 1934 eine Fahrt in die USA, wo er mit dem jungen Bevan zusammen in großen Städten Reden hielt, ungeachtet der Proteste des deutschen Botschafters in Washington.

Auf dem VII. Kongreß der III. Internationale im Jahre 1935 gab Dimitrow in Moskau die Parole von der Bildung von Volksfronten zur Abwehr des Nationalsozialismus und Faschismus und vom „Trojanischen Pferd“ heraus. Niemand schien besser für die Durchführung und Propagandierung dieser neuen Politik, die Vielen als eine radikale Wendung der sowjetischen Politik erschien, im Westen geeignet als Willi Münzenberg, und Dimitrow erteilte ihm den Auftrag für die Politik des VII. Kongresses zu werben. Er übernahm den Auftrag mit einem gewissen Enthusiasmus, um so mehr als einige Konflikte über die Taktik der Komintern kurz zuvor nicht ohne heftige Diskussionen beigelegt waren, wobei es sich im Wesentlichen um die berüchtigte These handelte, die deutschen Kommunisten wären im Jahre 1933 nicht geschlagen worden, sondern hätten siegreich einen zeitweiligen Rückzug angetreten. Das alte Vertrauen schien wiedergekehrt, und im Hotel „Lutetia“ zu Paris rief Münzenberg das deutsche Volksfrontkomitee ins Leben, dem nicht nur zahlreiche bekannte Persönlichkeiten, sondern auch politische Gruppen und führende Vertreter der Sozialdemokratie angehörten, wenn sich auch der Parteivorstand selbst fernhielt. Dieser Volksfrontausschuß war der einzige große politische Ausschuß, der in den Emigrationsjahren die meisten politischen Gruppen und Persönlichkeiten vereinigt hat. In gewissem Sinne konnte er sich eine Weile lang als repräsentative Vertretung der politischen deutschen Emigration betrachten, auch wenn der sozialdemokratische Parteivorstand seinen Beitritt offiziell versagte. Die Schöpfung dieses Ausschusses war Münzenbergs Werk.

Der Krieg in Spanien veränderte die allgemeine politische Situation im höchsten Grade und riß die Kluft zwischen Völkern und Parteien tief auf, wie er alle Welt angesichts der Gefahr des Ausbruchs eines neuen Weltkrieges erbeben ließ. Der Westen wurde vor die Frage gestellt, wie er mit Sowjetrußland gegenüber den nationalsozialistischen und faschistischen Aggressionen eine gemeinsame Basis finden könnte. Sowjetrußland unter Stalins Herrschaft ging darauf aus, nicht in Isolierung zu geraten und nicht zum Ablenkungsobjekt für den Westen zu werden. Die mysteriöse Ermordung Kirows nahm Stalin zum Anlaß, um seine Diktatur zu errichten. Die innere Lage

der Sowjetunion war infolge der gewaltsam durchgeführten Kollektivisierung äußerst kritisch geworden, gleichzeitig wuchs die Gefahr eines Angriffs von außen her, Stalin, in die Enge getrieben, machte sich zum Diktator.

Im Spätherbst 1936 wurde Münzenberg nach Moskau berufen, um über spanische Hilfsaktionen, bei denen es sich besonders um Waffenlieferungen handelte, Besprechungen zu führen. Man schien ihm volles Vertrauen zu schenken, machte ihm aber völlig überraschend die Eröffnung, er sollte für eine gewisse Zeit lang die Agitpropabteilung der Komintern in Moskau leiten, eine Aufgabe, die ihm nicht nur ganz fremd und neu, sondern auch unbequem und unselbständig war. Endlich zog er die seit vielen Jahren gewohnte Tätigkeit im vertrauten Westen vor, er war verblüfft, wagte aber weder „Nein“ noch „Ja“ zu sagen und erklärte nur, er müßte wohl zuerst die neuen Aufträge in Paris durchführen, später würde er die Agitpropabteilung übernehmen. Er hatte Grund, Unrat zu wittern, denn schon war Sinowjew abgeurteilt worden, schon hörte man, wie fast jede Nacht Personen von der Geheimpolizei aus den Betten geholt wurden. Und plötzlich erhielt er selber eine Vorladung der „Internationalen Kontrollkommission“, die von ihm Rechenschaft über seinen Verkehr in Paris und auch über Mitarbeiter wie über ihre Verwandten verlangte, aus Gesprächen entwickelten sich Verhöre, Münzenberg fürchtete verhaftet zu werden. Togliatti intervenierte, von Münzenberg ersucht einzugreifen, aber vergebens wartete er auf seinen visierten Paß. Seinen Vorhaltungen hatte man nur immer neue Ausreden entgegenzusetzen. Endlich machte er Togliatti eine heftige Szene, und kurz darauf übergab man ihm seinen Paß, er verließ mit dem nächsten Zug Moskau, das er nicht wieder betreten sollte.

In Paris fand er in seinem Büro den Tschechen Smeral vor, und ohne daß eine Entscheidung gefällt wurde, leiteten Beide die verschiedenen Komitees. Der alternde, kranke Smeral, der später von den Nazis umgebracht wurde, überließ Münzenberg noch für eine Weile die Hauptarbeit. Zur gleichen Zeit erfuhr er zufällig, wie verzweifelt Bucharin gewesen war, als er nach Beendigung einer Vortragsserie in Paris zauderte, nach Moskau zurückzukehren. Ein russischer Arzt machte alle Anstrengungen, Bucharin zu bereden, in Paris zu bleiben, aber als ein Telegramm aus Moskau eintraf, folgte Bucharin voller Verzweiflung der Aufforderung und fuhr nach Moskau in den Tod. Wiederum kurze Zeit später schrie auf offener Straße in Paris ein einstiger, nun ausgeschlossener Parteifreund Münzenberg an: „Wo ist Dein Bruder Sinowjew?!“

In tief deprimierter Stimmung, die er zu verbergen wußte, eröffnete Münzenberg im April 1937 in Paris den ersten und auch einzigen großen Kongreß der Deutschen Volksfront, der vielleicht von dreihundert Delegierten aller Parteischattierungen aus westeuropäischen Ländern besucht war. Hinter den Kulissen aber trieb Ulbricht, der mehr und mehr ins Spiel geriet, seine Intrigen, indem er verschiedene Gruppen aufeinander hetzte und besonders Katholiken umwarb, in der eiteln Annahme, den sozialdemokratischen Parteivorstand unter Druck setzen zu können, dabei verhielten sich die katholischen Teilnehmer völlig abweisend gegen Ulbrichts plumpe Verführungskünste. In einer großen Rede, die zu Ulbrichts Verbitterung stärksten Beifall fand, sprach Münzenberg der Vereinigung aller antihitlerischen Kräfte das

Wort, verlangte besonders von kommunistischer Seite eine offene Sprache und wandte sich gegen eine kleinliche Politik von Winkelzügen, die nur das Vertrauen zerstören mußten. Heinrich Mann dankte Münzenberg besonders auffällig für die offenen Worte. Noch einmal war der Versuch Ulbrichts gescheitert, die Volksfront zum kommunistischen Propagandainstrument zu machen, aber ein tiefer Riß war sichtbar geworden.

In Spanien tobte der Bürgerkrieg, in Moskau gingen die Prozesse vor sich, der Terror wütete in Sowjetrußland, im Westen brachen schwere Krisen aus, in Spanien kam es zum Bruch zwischen Pöbel und Kommunisten, Barcelona geriet unter die Schreckensherrschaft der GPU. Im kommunistischen Parteiapparat wurde „gesäubert“. Allmählich hatten die Nazis jede illegale Arbeit in Deutschland vereitelt und jede Neueinrichtung bald zerstört, zahlreiche Kommunisten waren der Gestapo in die Hände gefallen, bald schien der ganze Parteiapparat zersetzt und zerstört. Man schickte die Überlebenden in die Wüste oder ließ sie nach Moskau kommen, wo man sie sofort verhaftete und verschwinden ließ. Allmählich hatte man fast die meisten kommunistischen deutschen Führer auf diese Weise verschwinden lassen, mit dem Schlagwort „Agenten“ diffamierte man sie noch und stempelte jeden, der opponierte, zum Nazi-Agenten. Ulbricht aber rückte ganz in den Vordergrund und übernahm auch die Leitung der deutschen Volksfront, die sich langsam auflöste und zuletzt nur noch eine rein kommunistische Organisation war, nachdem die meisten Personen ausgetreten waren. Im Frühsommer 1937 wurde Münzenberg aller Befugnisse enthoben, die Aufforderung, nach Moskau zu kommen aber blieb aufrecht. In Moskau wütete der Terror. In Parteikreisen sprach man davon, Münzenberg würde sofort beim Eintreffen auf dem Bahnhof verhaftet werden, das Schicksal Bucharins wäre ihm gewiß.

Er hatte ein Buch „Propaganda als Waffe“ veröffentlicht, in dem er die Propagandamethoden Hitlers eindringlich schilderte und auch darlegte, wie man Hitler wirksam begegnen könnte. Die Partei ließ das Buch vernichtend kritisieren und warf ihm vor, bürgerliche Methoden anzupreisen, besonders wurde getadelt, daß im Buch davon die Rede war, Hitler würde sich wahrscheinlich eher gegen den Westen als gegen Sowjetrußland wenden. Er war gestürzt, aber blieb nicht müßig. Im Sommer 1937 schuf er mit einigen Freunden eine Gruppe, die den Namen „Deutsche Freiheitspartei“ erhielt, und in London ließ Carl Spiecker eine Zeitschrift erscheinen, die sich als Organ dieser Gruppe ausgab. Münzenberg organisierte mit Hilfe seines langjährigen Freundes Hans Schulz von Straßburg aus die Sendung von Flugblättern nach Deutschland, die von Ballons befördert wurden. In Eupen richtete man eine Stelle ein, von der aus Flugblätter durch Vertrauenspersonen nach Berlin gebracht wurden, wo sie durch die Post an zahlreiche Personen gingen, sogar ins Ausland. Eines Tages wurde das Haus in Eupen von Unbekannten überfallen und ausgeraubt. Alle Spuren wiesen auf Täter im Auftrag des kommunistischen Apparates.

Im Herbst 1937 war die Gruppe Münzenbergs schon so stark, daß man eine Tagung in Dijon abhalten konnte, auf der sich zahlreiche Personen einfanden, unter ihnen war auch Heinrich Mann, der kurz zuvor Münzenbergs Buch „Propaganda als Waffe“ in einem Aufsatz in der „Neuen Welt-

bühne“ als meisterhafte Darstellung der Propagandamethoden Hitlers gerühmt hatte. In jener Zeit kritisierte Mann oft in scharfen, ironischen Worten die Tätigkeit Ulbrichts und seiner Anhänger.

Ulbricht und sein Kreis sahen erbittert, aber ohne sich zu äußern, eine Weile der Tätigkeit Münzenbergs zu, wahrscheinlich weil sie einmal immer noch mit der Reise Münzenbergs nach Moskau rechneten, wo er für immer verschwinden würde, zum andern schreckten sie vor einer öffentlichen Stellungnahme zurück, weil Münzenberg nicht nur populär war, sondern auch starken Anhang unter Emigranten von Namen und Ruf besaß. Endlich mag man auch von Moskau her einen Wink gegeben haben; abzuwarten. Es hinderte aber Ulbricht nicht, scharf gegen alle Parteimitglieder vorzugehen, die noch mit Münzenberg sympathisierten. Man schloß einige sofort aus, so daß tatsächlich bald nur noch wenige Münzenberg treu blieben, die meisten, die einst mit Münzenberg jahrelang zusammen gearbeitet hatten, vermieden fortan jede Berührung mit ihm. Ulbricht setzte den Apparat in Bewegung und versuchte, sich sogar der Post an Münzenberg zu bemächtigen, ohne Zweifel wurde er von einem gewissen Zeitpunkt scharf überwacht. Wilhelm Pieck fuhr nach Nizza und beredete Heinrich Mann mit Erfolg, sich von Münzenberg abzuwenden. Mann schrieb bald darauf einem Freunde Münzenbergs, man müsse den „Dingen ihren Lauf lassen“. Sonst aber schien der „Fall Münzenberg zu ruhen“.

Im Jahre 1938 war Münzenberg so weit, nicht nur einen neuen Verlag, „Sebastian Brant“ mit dem Sitz in Straßburg, sondern auch eine Wochenzeitschrift zu schaffen, der er den Namen „Die Zukunft“ gab, und noch einmal gewann er Mitarbeiter mit großem Namen, weithin bekannt in der westlichen Welt. Damals war Artur Köstler eng mit ihm verbunden, redigierte Werner Thormann das Blatt, leitete Ludwig Marcuse das Feuilleton, Herbert Weichmann den Wirtschaftsteil. Gemeinsam mit Julius Deutsch ließ er eine „militärische Revue“ erscheinen, die den Titel „Krieg und Frieden“ erhielt. Im Sebastian Brant Verlag erschienen Publikationen von René Schickele, Emil Ludwig, Fritz Sternberg und Kurt Kersten. In Kundgebungen der „Zukunft“ sprachen Alfred Döblin über seine Amerikareise und seinen Besuch beim Präsidenten Roosevelt, Hans Siemsen und Fritz von Unruh. Dann wurde eine „Deutsch-Französische Gesellschaft“ („Union Franco-Allemande“) gegründet, deren Präsident Edouard Herriot war und der mit Paul Boncour zahlreiche namhafte Franzosen und deutsche Emigranten angehört haben. Sie sollte ein Gegengewicht gegen Nazischöpfungen bilden. Im Sommer 1938 war es möglich, ein Boot zu chartern, von dem aus man Radiosendungen nach Deutschland auf offenem Meer senden konnte.

Die ganze Tätigkeit vollzog sich im Hinblick auf den unvermeidlichen kriegesischen Zusammenstoß, den Münzenberg im Gegensatz zur Partei für unvermeidlich hielt und in dessen Verlauf er das Ende des Hitlerregimes und die Aufrichtung eines sozialen, demokratischen Deutschland erwartete. Damals hielt man ihn in manchen französischen Kreisen der Rechten für einen deutschen Nationalisten, der nichts im Sinne hätte, als unter demokratischer Flagge für ein neues, starkes Deutschland zu kämpfen.

Bei allen seinen Unternehmungen benahm er sich, als ob die Partei gar nicht mehr vorhanden wäre. Unbeirrt verfolgte er seinen eigenen Weg, wich offen

in grundsätzlichen Fragen von der Parteilinie ab, kritisierte scharf den Kurs Stalins in der Spanienpolitik und besonders das Terrorregime im Innern. Er verfocht einen demokratischen Sozialismus, trat für eine nach ganz demokratischen Grundsätzen aufgebaute Partei ein und forderte Offenheit in allen Verhandlungen mit allen Gruppen, mit denen man gemeinsam den Sturz des Hitlerregimes erreichen wollte. Nach außen wahrte er stets das Gesicht eines entschlossenen, aktiven, rastlos tätigen Mannes, er blieb schmiegsam und anpassungsfähig wie in alten Zeiten, verstand sich auf die schwierige Kunst, Menschen zu bestriicken und für sich zu gewinnen, hielt die Augen offen und schien ungebrochen. Aber im engen Kreis verhehlte er seine Sorgen um die Entwicklung nicht, war zuweilen sogar tief deprimiert und gestand melancholisch, bald würde er der einzige Überlebende von Zimmerwald und Kienthal sein. Die Ermordung alter Freunde berührte ihn tief, viele Freunde, mit denen er seit der Jugendperiode in Erfurt zusammengearbeitet hatte, waren in der Sowjetunion verschwunden, und niemand vermochte zu sagen, was ihm selber drohte. An Sonntagen fuhr er durchs Land, alte deutsche Volkslieder nicht ohne Wehmut singend, und als er in Straßburg Verhandlungen wegen des Verlags zu führen hatte, fuhr er an den Rhein und blickte lange melancholisch hinüber nach dem deutschen Ufer. Er hing an Deutschland.

Im Frühjahr 1939 rief Münzenberg mit Julius Deutsch, Max Braun, Vertretern der ISK, einigen deutschen und österreichischen Sozialdemokraten und später auch mit Paul Hertz eine Gruppe mit dem Namen „Deutsch-Ausschuß“ ins Leben. Es war der Versuch, sozialistische Gruppen zu vereinigen, um eine gemeinsame sozialistisch-demokratische Plattform zu schaffen. Münzenberg versuchte, mit dem Parteivorstand ins Gespräch zu kommen, aber man war nicht geneigt, mit ihm zusammenzuarbeiten, das alte Mißtrauen ließ sich nicht ersticken, und man hielt selbst die Wandlung nur für ein gerissenes Manöver des einstigen Propagandachefs der Komintern. Wahrscheinlich fürchtete man sich auch vor dem rastlos aktiven Manne, der unheimlich erschien und dessen Tätigkeitsdrang nicht zu bändigen war. Münzenberg ließ sich nicht einschüchtern und hielt wenigstens die Verbindung mit führenden Sozialdemokraten wie mit Hilferding und Breitscheid aufrecht. Im Frühjahr 1939 hatte er sich nicht ohne große finanzielle Schwierigkeiten, diesmal ganz ohne jegliche sowjetrussische Hilfe, ja sogar gegen sie, einen eigenen umfangreichen Apparat geschaffen. Er unterhielt Verbindungen mit Franzosen und Engländern, Schweizern und Holländern, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um Beziehungen herzustellen, führte ein Gespräch mit Otto von Habsburg und dachte an die Herausgabe einer Tageszeitung, die in der Emigration eine deutsch-österreichische Zusammenarbeit realisieren sollte. Der Plan scheiterte, wie vorausszusehen war. Er stellte die Verbindung mit Benesch her und nahm Fühlung mit den tschechischen Emigranten nach der Besetzung Prags. Er hatte endlich Kontakt mit führenden spanischen Flüchtlingen, die nach dem Siege Francos über die Grenzen strömten. Viele tausend Flüchtlinge wurden in Lagern interniert, in denen trostlose Zustände herrschten, und Münzenberg organisierte Hilfsaktionen für die Internierten, denen die Kommunisten keine Hilfe brachten. Mit den Flüchtlingen kamen die Berichte über das Verhalten der Kommunisten und über ihren

Terror, den sie in Barcelona und Albacete ausgeübt hatten. Man erfuhr jetzt im Frühsommer zum ersten Male Authentisches über die Tätigkeit der GPU in Spanien, erfuhr aber auch, wie es in einem modernen Krieg zugehen würde. Im Lager Gurs bildete sich eine Gruppe aktiver einstiger Kommunisten, die sich, bedrängt von Kommunisten, an Deutsch und Münzenberg mit Erfolg um Hilfe wandte. Man nannte die Gruppe die 7. Kompanie. Und jetzt mit einem Male holte die Partei aus und erklärte den Ausschluß Münzenbergs aus der Partei, wahrscheinlich voller Furcht vor seinem Einfluß auf größere Schichten innerhalb der Lager. In der Ausschlußerklärung fehlte es nicht an ärgsten Drohungen, und fortan stand der Name „Münzenberg“ auf der Femeliste, zynisch sprach man von seinem sicheren gewaltsamen Ende.

Die Veröffentlichung des Paktes Hitlers mit Stalin erwiderte Münzenberg mit einer scharfen Erklärung, die von zahlreichen bekannten deutschen und österreichischen Vertretern der Emigration unterzeichnet, in der „Zukunft“ veröffentlicht wurde. Gleichzeitig gab er das Programm seiner Gruppe „Sozialistische Konzentration“ bekannt, das im Wesentlichen einen demokratischen Sozialismus proklamierte, sich scharf gegen den Stalinismus wandte und eine Partei verlangte, die auf demokratischer Grundlage aufgebaut sein sollte. Wenige Tage später brach der Krieg aus.

Wider alles Erwarten wurden schon am ersten Tage der französischen Mobilmachung fast sämtliche Mitarbeiter und Mitglieder der neuen Gruppe verhaftet und interniert. Selbst Werner Thormann wurde aus seiner Wohnung geholt und erst nach einigen Tagen entlassen, ohne daß man eine Erklärung abgab oder sich etwa entschuldigte, die Polizei schien hysterisch geworden zu sein. Erst nach einigen Monaten, nicht ohne eifrige Bemühungen Rudolf Breitscheids, der sich in jener Zeit für die Freilassung zahlreicher Schriftsteller und Politiker einsetzte, gewannen einige die Freiheit wieder, wurden aber bald erneut interniert, es schien völlige Willkür zu herrschen. So blieb Münzenberg, den man aus Prestigegründen nicht zu internieren wagte, mit wenigen Mitarbeitern allein und versuchte unter schwersten Verhältnissen, das Blatt weiterzuführen. Nach einigen Wochen überließ man ihm auch einen Sender, über den Werner Thormann Botschaften nach Deutschland sandte. Münzenberg quälte die Sorge um die internierten Freunde, für deren Befreiung er vergebens alles aufbot. Er trug sich mit dem Gedanken, gemeinsam mit Julius Deutsch die eigene Internierung zu verlangen, solange die Freunde und Mitarbeiter in Lagern festgehalten würden. Die Behörden zeigten die kalte Schulter. Zum ersten Male in seinem Leben sah er sich hoffnungs- und hilflos einer Situation gegenüber, die er nicht zu meistern verstand, und zum ersten Male fühlte er sich ohnmächtig. Einsam, verlassen, war er gezwungen ein stilles Leben zu führen, dabei war Krieg, wenn es auch jener merkwürdige „Sitzkrieg“ war, von dem Hitler gesagt hatte, er würde den Alliierten den „Krieg verfaulen“. Wie konnte ein Krieg gewonnen werden, wenn man passiv abwartete und die Dinge auf sich zukommen ließ?!

Im Mai eröffneten die deutschen Truppen überraschend die Offensive. Jetzt wurden sämtliche deutschen und österreichischen Emigranten interniert. In der Pfingstwoche 1940 fand sich Münzenberg mit vielen anderen im Lager von Chambarran.

An Flucht war nicht zu denken, und noch einmal mußte der Mann, der sich immer seine Handlungsfreiheit zu bewahren gesucht hatte, sich ins Unvermeidliche fügen. Er litt unter der Haft, unter der Untätigkeit, unter der Trennung von seiner Frau, die mit vielen anderen Emigrantinnen im Lager Gurs interniert war, weit von Chambarran entfernt, in den Pyrenäen. Er mußte Blumen gießen, während der Krieg tobte, den er seit dem Jahre 1933 erwartet und im Gegensatz zur Partei immer für unvermeidlich gehalten hatte, wie er auch immer die Auffassung hegte, Hitler ließe sich nicht ohne Zusammenbruch nach einem furchtbaren Krieg stürzen, der nur ein Weltkrieg sein konnte, in dem die USA eine entscheidende Rolle spielen müßten. Nicht grundlos hatte er im letzten Jahr Fühler nach Amerika ausgestreckt und auch eine Reise in die USA geplant.

Die Lage verschlimmerte sich von Tag zu Tag, ja zuletzt sogar von Stunde zu Stunde, und Münzenbergs Befürchtungen, die deutschen Truppen würden Frankreich überrennen, wurden bittere Wahrheit. Eine grauenvolle Vision, die ihn seit Kriegsbeginn heimgesucht hatte, wurde Realität. Der totale Krieg wurde nicht nur eine nationale Katastrophe für Frankreich, sondern auch für alle Hitlergegner, die jetzt unmittelbar in Gefahr gerieten, den Nazis, der Gestapo in die Hände zu fallen. Münzenberg in Händen der Gestapo war eine gewonnene Schlacht mehr.

Münzenberg muß aufgetatmet haben, als sich die Lagerleitung entschloß, die Prestateure nach dem Süden Frankreichs abmarschieren zu lassen. Geschlossen sollten die Kompanien in Richtung der Rhône nahe Valence abmarschieren, um dort aufs rechte Ufer überzusetzen. In Gewaltmärschen, stets in Gefahr, von vorrückenden deutschen Truppen überrannt zu werden, zog Münzenbergs Kompanie durch das wellige, hügelige Gelände nach Südwesten. Die Ordnung scheint sich allmählich aufgelöst zu haben. Viele erwischten Wagen, Autos, Lastwagen, sogar Kutschwagen, und am ersten Tage des Marsches, am 21. Juni, gelangte man am späten Nachmittag bis St. Antoine in die Gegend von Romans, unweit der Isère, man wollte dort kampieren und am anderen Morgen in Richtung der Rhône den Marsch fortsetzen. Anscheinend hatten sich aber schon viele von der Kompanie entfernt, um sich selbst einen Weg zu suchen. Die Bewachtungssoldaten, mit eigenen Sorgen belastet, ließen den Prestateuren ihre Handlungsfreiheit.

Vom ersten Augenblick an hatte Münzenberg nur den einen Gedanken, wie er sich von der Truppe entfernen und seinen Weg allein gehen könnte. Endlich glaubte er, seine Handlungsfreiheit wiedergewonnen zu haben, und da er rund 2000 Franken bei sich trug, meinte er, nicht ohne große Hindernisse nach Gurs in die Pyrenäen gelangen zu können, um sich dort mit seiner Frau zu vereinigen. Er besaß auch Ausweise, und so brauchte er nicht zu fürchten, Gendarmen in die Hände zu fallen. Allein seine Sprachkenntnisse bereiteten Bedenken, aber da Hartig, dem er sich angeschlossen hatte, ein einwandfreies Französisch sprach, hoffte er in ihm den Begleiter zu finden, der alle Schwierigkeiten leicht überwinden würde.

Hartig, mit der er den Blumengarten des Lagerkommandanten gepflegt hatte, lebte seit dem Jahre 1932 in Frankreich, war im Büro des Internationalen Gewerkschaftsbundes tätig gewesen und hatte auch mit Schwevels zusammengearbeitet. Er hatte nie als eigentlicher Emigrant gegolten und

sich auch von der politischen Emigration ferngehalten, so daß nur wenige ihn kannten. Vor dem Ausbruch des Krieges hatte er sich heftig gegen alle Versuche der Kommunisten gewehrt, Beziehungen zum IGB aufzunehmen, und in jenen Jahren war auch Münzenberg selbst auf Widerstand Hartigs gestoßen, Verbindungen mit dem IGB zu unterhalten. Wie viele, welche die letzte Zeit vor Hitlers Machtergreifung in Deutschland nicht erlebt hatten, dachte Hartig reserviert über die Antihitlerbewegung und versuchte, wie er es nannte, objektiv Stellung zu nehmen. Beim Blumengießen führten Münzenberg und Hartig politische Gespräche, und die gemeinsame Tätigkeit wie der gemeinsame Zwangsaufenthalt veranlaßten eine persönliche Verbindung, wie es im Lager nicht ungewöhnlich ist.

Als die Kompanie unweit St. Antoine rastete, scheint entweder Münzenberg oder auch Hartig Umschau nach Fahrtmöglichkeiten gehalten zu haben, um noch am Abend die Flucht fortzusetzen. Münzenberg sprach seinen alten Freund Hans Siemsen an, sich ihm anzuschließen, und vertraute ihm an, es gäbe die Möglichkeit, in einem nahen Dorf einen Wagen aufzutreiben, Hartig und zwei junge Leute würden sich beteiligen, und als Siemsen fragte, ob er denn auch Geld habe, sagte Münzenberg, er besäße rund 2000 Franken. Siemsen hielt es für ein Abenteuer, nach dem Dorfe zu laufen, das mehrere Kilometer entfernt lag, und meinte, es wäre richtig, am andern Morgen den Versuch zu unternehmen, die Rhône zu überschreiten, um den Weg ins Innere Frankreichs in Richtung von Toulouse fortsetzen zu können, man verlöre nur Zeit, wenn man sich unnütz auf dem linken Ufer aufhielte, vor allem deshalb, weil die deutschen Truppen wahrscheinlich auf dem linken Ufer rasch vorrücken und die Brücke von Valence dann besetzen würden. Es wäre auch besser, vorläufig noch bei der geschlossenen Formation zu bleiben, als allein seinen Weg zu suchen, man geriete nur zu leicht in Gefahr, von Gendarmen aufgegriffen, vielleicht sogar für einen deutschen Spion gehalten zu werden. Münzenberg, sonst für Ratschläge Siemens empfänglich, blieb hartnäckig, wie verblendet bei seinem Entschluß und nahm Abschied: „Ich sehe ihn noch winken, wie er davon ging über die Felder, seitab von der Straße...“

Münzenberg hat sich in diesem Augenblick allein befunden, Siemsen hat weder Hartig noch jene beiden jungen Leute gesehen, die wahrscheinlich vorangegangen waren. Siemsen vermochte auch nichts über die beiden jungen Leute anzugeben, die er offensichtlich weder gekannt noch gesehen hat. Auch Hartig hat völlig unbestimmte Angaben über sie gemacht. In der Kompanie, der Münzenberg angehörte, gab es nach Aussagen der einen überhaupt keine Männer unter fünfzig Jahren, nach andern hätte es einige jüngere Personen gegeben. Ob diese jungen Leute etwa getarnte Kommunisten gewesen sind, denen es gelungen war, bis zum Mai 1940 einer Internierung zu entgehen, läßt sich noch nicht feststellen. Tatsache ist, daß Mitglieder des Geheimapparates der KP und der Komintern ungestört geblieben sind, weil der Polizei ihre Tätigkeit wie auch ihre richtigen Namen unbekannt geblieben waren. Illegal lebende Apparatmitglieder hat es damals in jedem Falle gegeben, aber ob jene beiden jungen Leute zum Apparat gehörten oder auch nur Kommunisten gewesen sind, läßt sich nicht beweisen. Auch Hartig kann über ihre Tätigkeit nichts gewußt haben. Feststeht, daß Münzenbergs Name

auf kommunistischen Femelisten gestanden hat, seitdem im Januar 1940 die kommunistische „Rundschau“ in Stockholm, auf die Walter Ulbricht Einfluß ausübte, Morddrohungen an die Adresse Münzenbergs gerichtet hatte.

Hans Siemsen war der letzte Freund, der Willi Münzenberg an jenem späten Nachmittag des 21. Juni 1940 gesprochen hat und der ihm nachsah, wie er über die Felder ins Ungewisse ging.

Fast auf den Tag, vier Monate später, veröffentlichten französische Blätter folgende Nachricht:

Saint Marcellin, 22 Octobre:

Deux chasseurs de Montagne ont découvert dans le Bois de Caugnet au pied d'un chêne, le cadavre d'un homme. La mort semblait remonter à plusieurs mois, et l'inconnu s'était probablement pendu, car un bout de corde enserrait encore son cou. — La gendarmerie de St. Marcellin, prévenue, s'est livrée à une enquête et a établi que le defunt est un nommé Willi Muenzenberg, agé de 51 ans, homme de lettre, né à Erfurt.

Einige glaubten damals, wahrscheinlich handele es sich um eine Irreführung Münzenbergs selber, der die Gestapo hätte täuschen wollen. Eine absurde Idee. Wieder andere hielten eine Verwechslung für möglich, aber heute herrscht kein Zweifel mehr, daß man tatsächlich damals die Leiche Münzenbergs im Walde von Caugnet aufgefunden hat.

Die Zeitungsnotiz, die wahrscheinlich von der Gendarmerie in St. Marcellin der Presse übergeben wurde, enthielt einige Ungenauigkeiten, denn der Leichnam, unter Laub verborgen, wurde nicht von zwei „Chasseurs“ entdeckt, sondern wie feststeht, von einem Bauern aus St. Antoine, der im Walde von Caugnet jagte, er handelte mit Holz. Nach dem Protokoll, das die Gendarmerie von St. Marcellin fertigte, war es auch nicht ein Strick, sondern ein Draht, der um den Hals geschlungen war. Nichts im Einzelnen ist bekannt über eine ärztliche Untersuchung, so daß man auch nichts Näheres über die Vermutung eines Selbstmordes weiß. Wie ließ sich auch nach vier Monaten noch mit Sicherheit feststellen, ob der Leichnam, wenn sich der Draht etwa vom Baumast gelöst haben sollte, auf den Boden gefallen war? Und warum und wie sollte der angebliche Selbstmörder gerade einen Draht verwandt haben, der sich nicht leicht um den Ast legen läßt, erst recht nicht, wenn es sich um einen Mann von kleiner Statur handelt wie bei Willi Münzenberg?

Aus den Angaben des Namens und des Geburtsortes wie des Alters geht hervor, daß man Identitätspapiere gefunden haben muß, wie auch in der Tat im Protokoll angegeben wurde, auch will man einige Briefe, Visitenkarten und auch eine Armbanduhr vorgefunden haben. Ferner war das Platingebiß noch vorhanden, hingegen verlautet nichts von Geld, das sich in den Taschen befunden hätte. Unglücklicherweise existiert dies Protokoll der Gendarmerie nicht mehr, weil es vor zwei Jahren laut amtlicher Verfügung vernichtet worden ist, nachdem mehr als zehn Jahre seit der Tataufnahme verstrichen waren. Keine dritte Person hat aber auch je in dies Protokoll Einsicht nehmen dürfen, es wurde sogar Frau Babette Groß, Münzenbergs Frau, nur rasch vorgelesen. Auch erfuhr Frau Groß, es hätte noch ein zweites Protokoll existiert, das aber bald nach dem Fund des Leichnams entweder von der Präfektur in Lyon oder auch von einer Regierungsstelle in Vichy angefordert wurde. Auch die vorgefundenen Sachen wurden nach

Lyon oder Vichy gesandt. Protokoll und Sachen sind bis heute nicht wieder aufgetaucht, und alle Nachforschungen nach ihnen blieben erfolglos. Gerieten Protokoll und Sachen in die Hände der Gestapo, die natürlich größtes Interesse an ihnen gehabt haben muß? Aber warum schweigt man von französischer Seite heute immer noch und weicht allen Anfragen aus? Wissen etwa Überlebende mehr, als man ahnt? Wurden alle Spuren bewußt vernichtet? Arbeiteten vielleicht völlig verschiedene Stellen zusammen, um die Wahrheit über das mysteriöse Ende Münzenbergs zu verschleiern?

Es ist begreiflich, daß in jener ersten Zeit einer Aufklärung größte Schwierigkeiten begegneten. Die Freunde waren versprengt und auf der Flucht, manche hatten sich schon ins Ausland, nach Spanien, Portugal, Marokko und Amerika gerettet. Der Schrecken herrschte, und Morde wie Selbstmorde waren in jenen Monaten nicht ungewöhnlich. Allein drei namhafte deutsche Schriftsteller machten in jener Zeit in Frankreich ihrem Leben ein Ende: Walter Hasenclever, Walter Benjamin und Carl Einstein. In einem Walde Nordfrankreichs fand man im Juni 1940, nahe der belgischen Grenze, den Leichnam eines deutschen Schriftstellers namens Ernst Berg, eines langjährigen Mitarbeiters der „Frankfurter Zeitung“, der auf der Flucht begriffen war, von Lüttich her. Er wurde von zwei deutschen Soldaten erschossen aufgefunden, aber man hat nie die Täter feststellen können. Selbstmord war auch in diesem Falle ausgeschlossen.

Welchen Grund hätte Münzenberg gehabt, gerade in einem Augenblick Selbstmord zu verüben, da er die ersehnte Freiheit wieder gewonnen hatte, Handlungsfreiheit besaß und nur im Sinne hatte, so rasch wie nur möglich nach Gurs zu gelangen, um seine Frau zu finden? Hans Siemsen berichtet, Münzenberg hätte in jenem Augenblick, als sie Abschied nahmen, einen aktiven, zuversichtlichen Eindruck gemacht und nichts im Kopf gehabt, als einen Wagen aufzutreiben und zu entkommen. Noch war er frei, und noch gab es Möglichkeiten, rasch aus der gefährdeten Gegend verschwinden zu können. So muß man die These vom Selbstmord wohl mit Sicherheit ausschalten.

Für einen Raubmord spricht allein das Verschwinden des Geldes, jener rund 2000 Franken, die er, wie auch Siemsen bezeugt, an jenem Nachmittag bei sich trug und die später im Protokoll nicht angegeben wurden. Aber lassen Raubmörder Papiere, die den Ermordeten identifizieren, in seinen Taschen? Und warum haben sie dem Toten die Uhr gelassen? Und woher sollen in einer sonst stillen, abgelegenen Gegend, in einem kleinen Walde gerade Raubmörder gekommen sein? Und wie ist Münzenberg allein gerade in diesen Wald geraten, der abseits vom Wege lag?

Nach Bekundungen von Dorfbewohnern hat man an jenem Spätnachmittag vier Männer im Wald von Caugnet verschwinden sehen, die zuvor in einem Café in Montagne über die Mietung eines Wagens verhandelt hätten. Später aber hätte man nur drei Männer aus dem Walde wieder herauskommen gesehen. Wer aber waren diese Männer, von denen Hartig nichts wissen will, wie er auch nichts von jenen zwei jungen Leuten zu wissen behauptet? Hartig, mit dem — nach Siemsen — Münzenberg auf die Suche nach einem Wagen ausging, hat anscheinend Münzenberg auf uns unbekannte Weise verloren; aber man weiß nicht, wann und wie es geschah. Auch hat mir ein gewisser

Valentin auf Martinique berichtet, Hartig wäre am späten Abend wieder bei den Resten der Kompanie aufgetaucht und hätte nicht gewußt, wo Münzenberg geblieben wäre. Sicher ist, daß Hartig später in Paris erschien und dort in der Okkupationszeit Sprachunterricht erteilt hat, auch zuweilen französische Arbeiterdelegationen als Dolmetscher bei Besuchen deutscher Betriebe begleitet hat. Hartig hat stets beteuert, nichts über das Ende Münzenbergs und auch nichts über jene jungen Leute zu wissen.

Es ist bisher nicht möglich gewesen, irgendeine Auskunft über die beiden jungen Leute zu ermitteln, die als stichhaltig zu bezeichnen wäre. Angeblich sind sie nach dem Kriege im Osten gewesen, und einer soll Wandel heißen, sie haben es aber nie für nötig befunden, sich zu melden und irgendeine Auskunft zu erteilen. Heißt das, daß sie sich nicht dem Verdacht ausliefern wollen, die Mörder gewesen zu sein? Waren sie überhaupt die Mörder? An ihrer Existenz ist nicht zu zweifeln, denn Münzenberg hat ausdrücklich von zwei jungen Leuten gesprochen, mit denen er gemeinsam mit Hartig ein Auto in Montagne zu finden hoffte. Diese jungen Leute haben existiert.

Können Nazis Münzenberg ermordet haben? Der Gedanke ist nicht sofort abzuweisen, denn es hat in französischen Lagern in jenen Monaten Nazis gegeben, und ich selber kann bezeugen, daß damals im Lager Bassens bei Bordeaux Nazis eine Sitzung abgehalten haben, in denen sie berieten, wen von uns sie auf die „schwarze Listen“ setzen sollten. Aber in den Tagen, da wir ratlos in Bayonne und Biarritz umherirrten, waren die Nazis verschwunden und hatten sich rasch nach Norden entfernt. Und sollten Münzenberg und auch Hartig wirklich so ahnungslos gewesen sein, sich gerade Nazis anzuvertrauen? Auch versichert man mich, es hätte keine Nazis in Münzenbergs Abteilung gegeben.

Muß man nicht vielmehr den Verdacht äußern, daß stalinistische Agenten ihre Hand im Spiele hatten und den Auftrag, Münzenberg „umzulegen“, ausführten, wie man fast zur gleichen Zeit in Mexiko Trotzki ermordete? Es gab einen Femeapparat Stalins, wie die Morde an Krivitzki, Reiss und Trotzki und an anderen bewiesen haben. Und dieser Apparat war ausgezeichnet getarnt. Auch hatten seine Mitglieder Geduld und konnten warten, bis der günstige Augenblick kam, wo man seines Opfers sicher zu sein glaubte. In den Lagern gab es auch zuweilen solche Agenten vom Femeapparat. Die stalinistische Presse hat in den Jahren 1939/40 Münzenberg mit dem Tode offen bedroht, wie nicht bestritten werden kann. Münzenberg wußte zu viel, und Stalin hat gewiß in ihm einen gefährlichen Feind gesehen, den er beseitigt haben wollte. Schon im Jahre 1937 hatte Münzenbergs Name auf den Listen der Opfer gestanden, schon damals sollte er sofort beim Eintreffen auf dem Bahnhof in Moskau verhaftet werden, und das Schicksal von Zahllosen, die für immer verschwunden sind, war ihm bestimmt. Er sollte sterben, weil er nicht in die Falle gegangen war und seinen eigenen Weg ging. Das Todesurteil war in Moskau in jedem Fall über Münzenberg verhängt, aber ob es nun auch tatsächlich im Walde von Cagnet vollstreckt worden ist, läßt sich heute *noch* nicht klar beweisen.

An der Mauer des Dorffriedhofs von Montagne ruht Willi Münzenberg, den man am Nachmittag des 21. Juni 1940 gegen 5 Uhr zuletzt lebend gesehen hat.

Bertrand Arthur William Russell — ein großer Mathematiker

Am 18. Mai 1957 wird Lord Russell
fünfundachtzig Jahre alt.

Der junge Philosoph Bertrand Russell, dem bereits 1894 — als Zweiundzwanzigjährigem — ein erster Preis für erfolgreiches Philosophiestudium von der Universität Cambridge verliehen worden war, der danach einige Zeit als britischer Gesandtschaftsattaché in Paris gearbeitet, dann mehrere Monate in Deutschland verbracht hatte, um die Sozialdemokratie zu studieren, schließlich nach Haslemere übersiedelt war, wo er sich weiter mit philosophischen Studien beschäftigte, fuhr im Jahre 1900 — zusammen mit dem um elf Jahre älteren Alfred North Whitehead — nach Paris. Dort nahmen die beiden Freunde an dem „Ersten Internationalen Kongreß für Philosophie“ teil. Dieses Ereignis bedeutete einen Wendepunkt im Leben des jungen Philosophen; es öffnete seinem Denken und Forschen ungeahnte neue Weiten.

Auf dem Philosophenkongreß entwickelte der italienische Mathematiker Peano seine umwälzenden Gedanken über die Grundlagen der Mathematik. Er hatte — übrigens schon im Jahre 1891 — eine axiomatische Definition der natürlichen Zahlen gegeben; 1895 war sein „Formulaire de Mathématiques“ erschienen, und nun auf dem Kongreß hielt er ein Referat über mathematische Definitionen, das aufs lebhafteste diskutiert wurde.

Russell war sofort entflammt für die Probleme der mathematischen Grundlagenforschung; er machte sich mit großer Begeisterung daran, die Werke von Guiseppe Peano zu studieren und anschließend auch „Die Grundlagen der Arithmetik“ (1884) und „Grundgesetz der Arithmetik“ (I. Band 1893) von Gottlob Frege, einem deutschen Mathematiker, der als erster den Versuch gewagt hatte, die Arithmetik nicht auf psychologische Prozesse zu gründen, sondern einzig und allein aus der Logik abzuleiten. Die erste Frucht dieser Studien war die kleine Arbeit „Über Kardinalzahlen“ (1902), die Russell gemeinsam mit Whitehead verfaßte. Im Jahre 1903 folgte dann Russells erstes bedeutendes mathematisches Werk, „The Principles of Mathematics“ (2. Aufl. 1938), dem er eigentlich einen zweiten Band folgen lassen wollte. Jedoch änderte er seinen Plan, denn erstens vollzog sich in seinen philosophischen Anschauungen in den Jahren 1903 bis 1908 eine nicht unwesentliche Entwicklung, und zweitens schwoll das Material während der Ausarbeitung zu einer unübersehbaren Fülle an, die die Kräfte eines Einzelnen zu übersteigen drohte. Russell entschloß sich daher, die geistige Durcharbeit und schriftliche Gestaltung in Zusammenarbeit mit A. N. Whitehead vorzunehmen. So entstand in jahrelangem gemeinsamem Schaffen das kolossale dreibändige Werk

„Principia Mathematica“ (1910, 1912, 1913), eine der bedeutendsten Manifestationen des europäischen Denkens im 20. Jahrhundert.

Hatte Russell in seinen „Principles of Mathematics“ in großen Umrissen seine These entwickelt, daß Mathematik und formale Logik im Grunde *eins* sind und daß es möglich sein muß, die gesamte reine Mathematik aus einer geringen Zahl von logischen Axiomen abzuleiten, so ist das gewaltige Werk „Principia Mathematica“ der kühne Versuch, diese Deduktion im einzelnen auszuführen, ein Ziel, das die Verfasser mit ihrem weit ausholenden umfassenden System der Logik, der Mengenlehre und der Arithmetik, die das Werk enthält, im wesentlichen erreicht haben. Um die aus den Mängeln der Sprache der gewöhnlichen Logik resultierenden Mißverständnisse und Zweideutigkeiten zu vermeiden, gebrauchte Russell Symbole statt der Wörter und entwickelte eine eigene Syntax. Auch Frege, dessen Vorarbeiten auf dem Gebiete der Grundlagenforschung für Russell und Whitehead von enormem Wert waren, hatte sich schon einer Formel- und Zeichensprache („Symbolismus“) bedient, die aber unnötige Schwierigkeiten einschloß, während die von Russell eingeführte logische Begriffsschrift („Pasigraphie“) noch heute in der „mathematische Logik“ oder „Logistik“ genannten Spezialwissenschaft von den Philosophen der verschiedensten Richtungen, sogar von einigen Thomisten, verwendet wird.

Mitten in ihrer Arbeit, die gesamte Mathematik aus der reinen Logik zu deduzieren, stießen Whitehead und Russell auf ganz unerwartete Schwierigkeiten und zwar bei der Behandlung eines von dem genialen Hallenser Mathematiker Georg Cantor in kühner Intuition geschaffenen neuen Zweiges der Mathematik, nämlich in seiner Mengenlehre (1883). In diesem mathematischen Gebäude, das auf der „Fortsetzung der realen ganzen Zahlenreihe über das Unendliche hinaus“ (Cantor) beruht, hatte schon der italienische Mathematiker Burali-Forti 1897 einen Widerspruch entdeckt („Paradoxien des Unendlichen“). Russell wies nach, daß die Schwierigkeiten rein logischer Natur seien, und daß der gleiche Fehler auch in der Grundlage des logischen Systems von Frege stecke. Es handelt sich um die folgende „Antinomie der Mengenlehre“, die gewöhnlich „Russellsches Paradoxon“ (1903) genannt wird.

Wenn man — nach der Definition von Cantor — „unter einer ‚Menge‘ die Zusammenfassung bestimmter wohlunterschiedener Objekte unserer Anschauung oder unseres Denkens, welche die ‚Elemente‘ der Menge genannt werden, zu einen Ganzen“ versteht, so ist leicht der Satz einzusehen — denn es ist ein vollständiges disjunktives Urteil —: Eine gegebene Menge enthält entweder sich selbst als Element, oder sie enthält sich nicht selbst als Element. Beispielsweise ist die Menge aller abstrakten Begriffe selbst ebenfalls ein abstrakter Begriff, also ist sie ein Element von sich selbst. Aber die Menge aller Pferde ist selbst kein Pferd, also ist sie nicht ein Element von sich selbst. Untersucht man nun die Menge aller Mengen, die sich nicht selbst als Element enthalten, daraufhin, zu welchem Typus von Mengen sie gehört, so kommt man unvermeidlich in eine Sackgasse. Die „Menge aller Mengen, die sich nicht selbst als Element enthalten“ — wir wollen sie M nennen — weist nämlich die Paradoxie auf, daß sowohl die Annahme, M enthalte sich selbst als Element, wie auch die kontradiktorisch entgegengesetzte Annahme,

M enthalte sich *nicht* als Element, auf einen Widerspruch führt. Es handelt sich demnach bei dieser Menge M um einen logisch unzulässigen Begriff.

Für den mathematisch nicht Geschulten mag die Sache mit den „Mengen“ etwas verwirrend sein. Man kann das Problem jedoch sehr leicht auf andere Weise anschaulich machen, nämlich durch die folgende Anekdote. Ein Fremder kommt in ein Dorf, geht zum Barbier und fragt ihn während des Rasierens: „Na, wie geht's? Viel Kundschaft hier?“ — „Leider nein“, sagt der Dorfbarbier. „Alle die, die sich selbst rasieren, rasiere ich ja nicht. Ich rasiere nur die, die sich nicht selbst rasieren, und das sind nicht arg viele.“ Dem Fremden kommt die Antwort ganz natürlich vor. Erst auf der staubigen Dorfstraße vertieft er sich in das, was der Barbier gesagt hat, und die logischen Konsequenzen des Problems, ob der Barbier sich selbst rasiert oder nicht, quälen ihn auf dem ganzen Weg. Denn es ist eine höchst widerspruchsvolle Angelegenheit. Rasiert der Mann sich, so fällt er in die Klasse der Selbstrasierer, wird also nicht vom Barbier (von sich selbst) rasiert. Rasiert er sich nicht, so gehört er zu denen, die sich nicht selbst rasieren, muß also vom Barbier (von sich selbst) rasiert werden. Ein unlösbares Dilemma, genau so, wie der „Katalog aller Kataloge, die sich nicht selbst als Katalog aufführen“ und andere konkrete Beispiele für das Russellsche Paradoxon der Mengenlehre.

Übrigens handelt es sich dabei, wie man sieht, um uralte logische Antinomien. Wem fiel in diesem Zusammenhang nicht die Geschichte von Epimenides ein, jenem kretischen Schalk, der eines Tages sagte: „Alle Kreter sind Lügner“ (was wir etwas philosophischer ausdrücken wollen: alle von Kretern gemachten Aussagen sind lügnerisch), und der dann wissen wollte, ob das, was er gesagt hatte, wahr oder unwahr sei. Als Schulkinder haben wir uns unbändig darüber amüsiert, besonders wenn wir geistig Schwerfällige damit in die Enge treiben konnten, aber es ist und bleibt eine Tatsache, daß das Paradoxon viele Generationen von Logikern beschäftigt hat, bis jemand herausfand, daß die Sache mit dem „kretischen Lügner“ überhaupt keine logische, sondern eine semantische Antinomie ist, die aus der Verwechslung von Sprache mit Metasprache entsteht.

Bertrand Russell löste die Antinomien in der Cantorsche Mengenlehre auf, indem er vorschlug, Aussagen von der Art: „Die Klasse (Menge) S ist ein Element von sich selbst“ als sinnlos (meaningless) zu bezeichnen, weil die Annahme, eine Gesamtheit von Gliedern oder Objekten enthalte Glieder, die nur mittels der Gesamtheit (als eines Ganzen) definiert werden können, in einem *circulus vitiosus* enden muß. Was alle Elemente einer Menge in sich schließt — erklärt Russell — darf nicht selbst Element der Menge sein. („Whatever involves all of a collection must not be one of the collection“.) Er führte eine „Typentheorie“ (hierarchy of types) der Klassen ein, nach der gegebene Klassen (Mengen) nur Elemente von Mengen einer höheren Stufe in der Hierarchie der Typen sein können. Ein Individuum gehört beispielsweise zur Stufe I, die Klasse der Individuen zur Stufe II, die Klasse der Klassen dieser Art zur Stufe III. Analog unterscheidet man jetzt in der Mengenlehre Mengen von verschiedener „Mächtigkeit“, je nach dem, wie „stark“ unendlich sie sind: die Menge aller rationalen Zahlen (a) gehört z. B. zum niedersten Typus; von höherer Mächtigkeit („stärker“ unendlich) ist die Menge aller reellen Zahlen (c); von noch größerer Mächtigkeit natürlich

die Menge aller Funktionen (f). Die „Typentheorie“ wird durch das Russellsche „Axiom der Reduzibilität“ ergänzt, nach dem eine beliebige Aussage stets einer in der Hierarchie auf niedrigerer Stufe stehenden Aussage gleichwertig ist.

Die „Principia Mathematica“ sind in den Jahren 1925 bis 1927 in einer zweiten Auflage herausgekommen, in der das ganze logizistische System noch manche Präzisierung und Verfeinerung erfahren hat. Auch andere Mathematiker haben Methoden zur Überwindung der Paradoxien, die um die Jahrhundertwende das Gebäude der Mengenlehre und sogar das der Mathematik (und Logik) überhaupt zum Einsturz zu bringen gedroht hatten, ausgearbeitet und sich um die „Tieferlegung der Fundamente der einzelnen Wissensgebiete“ verdient gemacht. Am meisten anerkannt worden ist die formalistische oder ‚axiomatische‘ Methode des Göttinger Mathematikers David Hilbert, der bei seiner Neubegründung der Mathematik auf der Basis mathematischer Grundtermini als undefinierter Symbole eine widerspruchsfreie Systembildung anstrebte, wobei er sich auf Vorarbeiten des italienischen Mathematikers E. Zermelo stützte, dessen Deduktion er im Prinzip teilweise übernahm. Bertrand Russell hat leider zur axiomatischen Methode der E. Zermelo, D. Hilbert, G. Hessenberg u. a. nicht kritisch Stellung genommen, und auch sein im Jahre 1913 geplanter 4. Band der „Principia Mathematica“, der sich mit den Grundlagen der Geometrie befassen sollte, ist ungeschrieben geblieben, obwohl Russell sich gerade mit Geometrie früher als mit allen anderen Zweigen der Mathematik beschäftigt hatte („An Essay on the Foundations of Geometry“, 1897). So bedeutend Russells Arbeiten über die Antinomien der Prinzipien der Mathematik sind, so sind sie doch als nicht ganz vollendet anzusehen.

Nach den „Principia“ hat Bertrand Russell nur noch ein einziges *mathematisches* Werk veröffentlicht: „Einführung in die mathematische Philosophie“ (1919). Dieses glänzende Buch schrieb er in der Gefängniszelle. Russell ist Kriegsgegner, hatte sich zum Apologeten der Kriegsdienstverweigerer gemacht und war wegen eines pazifistischen Zeitungsartikels (1918) zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. Die ganz ausgezeichnete „Einführung in die mathematische Philosophie“, die in mehrere Sprachen übersetzt und wiederholt aufgelegt wurde, ist dank ihrer klaren — man möchte sagen: luziden — Diktion besonders geeignet, dem Leser die Probleme der mathematischen Philosophie nahe zu bringen.

Die Welt kennt Bertrand Russell als Politiker, als Essayisten, als Verfasser lebensphilosophischer Bücher — kurz, als einen der vielseitigsten und fruchtbarsten philosophischen Schriftsteller, die je gelebt haben. Seine Bücher und Abhandlungen über den „Logischen Atomismus“, wie er seine Philosophie nennt, über die Grenzen des menschlichen Erkennens und über Erkenntnistheorie überhaupt; seine Schriften über soziale Probleme und über Erziehungs- und Ehefragen; seine Artikel zur Tagespolitik und zu brennenden Zeitfragen; seine populären physikalischen Broschüren (Relativitätstheorie, Kernphysik); seine Geschichte der westlichen Philosophie schließlich — sind wohl in breiten Kreisen viel bekannter als seine mathematischen Werke. Besonders hervorgehoben zu werden verdient das Buch „Practice and

„Theory of Bolshevism“, das er 1920 nach seiner Rußlandreise schrieb und ohne jede Änderung 1949 in 2. Auflage erscheinen lassen konnte. Hatte er doch mit genialem Weitblick erheblich früher als viele andere das wahre Wesen des Regimes erkannt und dessen unheilvolle Entwicklung richtig vorausgesehen. Von späteren Generationen aber wird Bertrand Russell als Philosoph und Mathematiker mindestens ebenso geschätzt werden wie als Politiker.

Der ungestüme mystagogische Dichter D. H. Lawrence, der im Jahre 1915 eine emphatische, aber nur kurzlebige Freundschaftsbeziehung zu Russell hatte, schrieb später über den Ex-Freund: „Der arme Bertie — er ist nichts weiter als körperlose Intelligenz . . .“ Russells Intellekt ist in der Tat so überragend, so tiefschürfend und weitreichend, daß man unter den Zeitgenossen aller Länder kaum einen findet, der neben dem englischen Philosophen bestehen könnte. Trotzdem hat D. H. Lawrence unrecht, denn vor allem ist Bertrand Russell groß als *Mensch*.

Des Lebens Neige
Ist so still und bittersüß,
Wenn alles Sein hinab
Zum großen Strome fließt.

Ich lieg im Gras, —
Die Welt ein ferner Klang.
Bin Wolke, Blatt im Wind,
Bin Traum und Nachtgesang.

Rudolph Wallfried

„Von nichts als vom Gedicht beschützt ...“

Zum 75. Geburtstag von Wilhelm Lehmann

Einer der stillsten und vielleicht darum auch mächtigsten Verwandter des Wortes zur Kunst: Wilhelm Lehmann wird zu Beginn des Mai fünfund-siebzig Jahre. Den Romankonsumenten ist er kein Begriff, obwohl er eine Reihe von Prosabüchern geschrieben und bereits 1921 durch Alfred Döblin den Kleistpreis für eines von ihnen erhalten hat. Umsomehr gilt sein Wort und sein Beispiel dort, wo Gedichte geschrieben und gelesen werden, weil sich in seiner Erscheinung am reinsten die Poesie als Lebensmacht darstellt. Obwohl er zeitlebens einen „bürgerlichen“ (doch was konnte bei ihm „bürgerlich“ sein!) Beruf ausübte, den des Lehrers und Erziehers an nord-deutschen Landschulen und Gymnasien, war für ihn mehr als für die meisten der sogenannten freien Schriftsteller die Dichtung Grundlage allen Denkens und Lebens. Mit Berechtigung trägt darum die Sammlung und Summe seiner bisherigen Einsichten in das Wesen der Wortkunst den Titel „Dichtung als Dasein“. Solche zielstrebige Ausschließlichkeit, die dennoch nichts von seherhafter Verbohrtheit oder fanatischem Bekehrungswillen an sich trägt, ist selten geworden in unserer Zeit.

Das Beispielhafte dieser Existenz erfordert Aufmerksamkeit, ja, mehr noch: Achtung. Denn in ihr vollzog sich in reinster Weise die Transsubstantiation der sichtbaren Welt in das geformte Wort, ohne Schielen nach Erfolg, ohne jene Eitelkeit, die zumeist auf dem Grunde eigener Unsicherheit wuchert. Wilhelm Lehmann erschien die eigene Persönlichkeit niemals so wichtig, daß er ihr größere Aufmerksamkeit als dem Werk zugewendet hätte. Darum besitzen wir von dem Fünundsiebzigjährigen nur zwei in Buchform erschienene Aufzeichnungen von geringem Umfang, die autobiographisch im engeren Sinne genannt werden können. Es ist das „Bukolische Tagebuch aus den Jahren 1927—1932“, ein mit zarter Genauigkeit den Erscheinungen der Natur zugewandter Rechenschaftsbericht aus Jahren, deren politische Geschehnisse, drängend und bedrohlich genug, dennoch dem Dichter vor der Ewigkeit der Jahreszeiten und den Atemzügen des kreatürlichen Lebens nur als vorüberziehende Wolkenschatten erschienen. Und weiterhin die biographische Aufzeichnung „Mühe des Anfangs“, im Jahr des siebzigsten Geburtstages erschienen, die mit dem Tod des Sohnes noch vor dem ersten Weltkrieg abbricht.

Puerto Cabello, des Dichters venezolanischer Geburtsort, war nur für eine flüchtige Zeit Wohnsitz der Familie gewesen. Abkunft und Neigung haben Wilhelm Lehmann den Raum seines Lebens auf der jütischen Halbinsel zwischen den zwei Meeren zugemessen. Früh wurde die Familie durch das unstete Wesen des Vaters, eines jovialen, dabei aufbrausenden Mannes, auseinandergerissen. Obwohl er draußen mit seinen Unternehmungen als Exportkaufmann wenig Glück gehabt hatte, hielt es ihn nicht in Deutschland. Aufs neue und allein versuchte er in Spanisch-Amerika Fuß zu fassen, erlitt wiederum Schiffbruch und starb früh. Sein Andenken blieb von den

Schatten nie ganz geklärter Schuld und tragischer Verhängnisse umgeben. Die Mutter nahm den Beruf der Lehrerin wieder auf und verschaffte ihren Kindern dadurch eine Jugendzeit, die nicht von Not verdüstert war. Im Rückblick des Altgewordenen auf diese Wandsbeker Jahre seiner Kindheit bricht wiederum mit Macht die daseinsgesättigte Freude an der kreatürlichen Welt durch, die ihn schon damals erfüllt haben muß: „Das bloße Dasein war ein Rausch. Es verzauberte mich. Ich kauerte als sein Geschöpf, als sein ergriffener Schüler. Wurde ich schon gerufen, um die heilige Wildnis der Erde zu bewahren?“

Noch nicht. Denn noch schenkte sich ihm alles ohne eigenes Zutun. In den Gärten, den Ställen dieses noch halb ländlichen Bezirkes öffnete sich ihm ein Feld der Beobachtung, wie es die Schule dem Jungen nie zu bieten imstande gewesen. Er tat dem Unterricht Genüge, doch nicht mehr. Die Mutter, das warnende Beispiel des gescheiterten Vaters vor Augen, drängte auf korrekte bürgerliche Pflichterfüllung und trieb so den Leichtverletzlichen in eine Einsamkeit, die, so schmerzlich sie zuweilen empfunden werden mochte, zu seinem Wesen gehörte, und die er als Schutzwall brauchte. Die Berufswahl hätte zu den Naturwissenschaften gelockt. Doch da diese für das Lehrfach nur mit der ungeliebten Mathematik zusammen möglich waren, kam er zur Germanistik und den neueren Sprachen. Tübingen, Straßburg, Berlin, Kiel waren Stationen auf einem Weg, der seine innere Richtung bereits gefunden: das Wort als eine zweite Sphäre des Seins, in der sich die sichtbare Welt verwandelt wiederfand. Dort in Berlin kam es zu der ersten entscheidenden menschlich-künstlerischen Begegnung: dem Umgang mit Moritz Heimann, der den Suchenden zu sich selbst ermunterte, den Dienst am Schönen als strenges Amt übte. Noch da, wo er warnte oder zum Besseren riet, geschah es mit Enthusiasmus. Doch die Begeisterung trübte nie den kritischen Sinn. So wuchsen dem Jüngeren hier Maßstäbe zu, die ihn sein Leben hindurch begleitet haben, bereichert später durch die Lebensfreundschaft mit Oskar Loerke, dem Altersgleichen. In diesen Jahren befestigte sich in Lehmann die Einsicht, daß „Sprache die Welt noch einmal sei“.

Krieg und eine lange Gefangenschaft bedeuteten nur äußere Cäsuren in einer Entwicklung, die ihrer Leitlinie sicher sein konnte. Die frühen Prosarbeiten Wilhelm Lehmanns „Der Bilderstürmer“ (1917), „Die Schmetterlingspuppe“ (1918) und „Weingott“ (1921), in den Blütejahren des Expressionismus entstanden, stehen dennoch außerhalb, ja oberhalb aller zeitgenössischen literarischen Programme. In ihnen erscheint der Mensch in einer mythischen Geschöpflichkeit, als einziges unter den Wesen zur Schuld verurteilt und mit Sprache begnadet. Der Roman „Weingott“ war es, der Wilhelm Lehmann zusammen mit Robert Musil 1923 den Kleistpreis eintrug, die gewichtigste literarische Auszeichnung in Deutschland zwischen den Kriegen.

Wir heute empfinden Lehmann vor allem als Lyriker. Nicht zu unrecht, denn im Gedicht hat sich sein künstlerisches Wollen am reinsten verwirklicht. Doch erst der Zweifundfünfzigjährige brachte die erste Sammlung seiner Verse heraus. 1935, mit der „Antwort des Schweigens“. Zuvor noch waren die Erzählungen „Vogelfreier Josef“, „Der Sturz auf die Erde“, „Der

bedrängte Seraph“ und „Die Hochzeit der Aufrührer“ erschienen. Ihre Sprache von dinglicher Dichte und Genauigkeit des Bildes befestigte den Ruf des Prosaisten im Kreise der Kenner. Die breite Leserschaft — in jenem Jahrzehnt vor allem der romanhaften Biographie zugetan — suchte kräftigere Sensationen. Sie wurden ihr denn auch bald zuteil, wenn auch nicht auf dem Felde der Literatur.

Die Jahre der Unfreiheit und einer gelenkten Kunst haben Wilhelm Lehmann nur noch stärker auf sich selbst hingeführt. Für ihn, dem Dichtung bedeutete: die Welt ins Rechte denken, der die lautlosen und geheimen Ordnungen der Natur annahm als Lehren und Gleichnisse, für ihn begann nun die Arbeit an einem poetischen Werk, das, in diesen Tagen mit nahezu dreihundert Seiten erschienen, die würdigste Ehrung und das lauterste Zeugnis für den Fünfundsiebzigjährigen bedeutet („Meine Gedichtbücher“, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main).

In einer Zeit, die dem Wort fast nur noch Mitteilungswert beimaß, hat er es mit neuer Würde und Verantwortung erfüllt. Ihm bedeutete „Dichtung nicht Flucht, sondern Vorhandenheit“. Er war sich dessen bewußt, „daß nur das Vorletzte erreichbar sei, aber dies Vorletzte das Letzte auf überzeugende Weise mitteilen könne“.

Dies zu verwirklichen, erforderte allerdings ein Maß an wacher und beständiger Selbstkontrolle, wie es nur wenige aufzubringen imstande waren. In Lehmanns Roman „Ruhm des Daseins“ heißt es von der Gestalt, an deren Zeichnung der Verfasser die meiste Liebe gewandt hat: „Die Natur hatte sich ihn zu einem Gefäß geschaffen, in das sie rein hinüberfloß“ — ein Wort, das in seinem vollen Gehalt auch auf den Dichter selbst zutrifft. Die zeugende Kraft der belebten Schöpfung trägt auch das Wort:

„Andre Waffe mir verwehrt
Als Gedichtes leiser Griff,
Grashalmleichtes Geisterschwert
Zieh ich aus der Erde, triff!“

Für Lehmann sind die alten Wahrheiten nicht in der historischen Welt gespeichert, ohne die etwa George ebensowenig zu denken wäre wie Bann. Für ihn wird alle Zeit zur Sagenzeit: die vollkommenste Verquickung des mythischen Bereiches mit der Natur. Attische Sagenfrühe, irische Legenden, die altfranzösischen Epen, Druidensprüche und König Artus' Runde verweben sich zu einem Bildteppich, dessen Figuren immer wieder und allerorten zur Gestalt des „grünen Gottes“ zusammenfließen. Die unverkennbare Frömmigkeit des Dichters ist frei von jeder konfessionellen Festlegung, sie ist prächristlich. Wo man die Natur als ein pudendum ansah, konnte nicht sein Ort sein. Die Flüchtigkeit irdischer Erscheinung bedeutet ihm den nicht geringsten Teil ihrer Süße. Die Unwiederholbarkeit des Augenblicks schenkt die eigentliche Verzauberung durch die Gegenwart:

„Streift eine Hand und rührt eine Lende?
So schuf die Gottheit der Weltenfrühe
Das Mädchen, den Marder, das Eisen, die Schlehe —
Atemziehen macht größere Mühe —.

Wie am Zeitanfang, am Zeitenende:
Alles geschieht, als ob nichts geschehe.“

„Willfährig dem Planetengang“, fühlt sich der Dichter eingebettet in ein Geschehen, von dessen ausgleichender Güte er sicher überzeugt und tief durchdrungen ist. Selbst wo er vom „Nichts“ spricht, bleibt dies für ihn ein „sommerliches Nichts“. Frucht bildet sich, sät sich aus. Das keimende Verlangen nach Erneuerung, das die Natur durchzieht, besitzt in der Sphäre des Menschen sein Gegenbild in der „Klage des Geistes, der Wandel ersehnt“. Doch der Daseinstrauer bleibt nicht das letzte Wort. Der Mund des Dichters, dessen Wort die Welt zum andern Mal erschafft, kann nur ein preisender Mund sein. Denn „die Welt läßt sich nicht mindern“, nicht einmal durch den Wahnsinn des Krieges oder die selbstzerstörerische Unvernunft menschlicher Maßnahmen. Die Krater der Vernichtung überwächst wie bald wieder Laub. Das Vertrauen in das Vorhandensein des Heilenden, dieses unbegrenzte Vertrauen des Dichters, ist Frucht und Beute eines ganzen Lebens, eines mit allen Sinnen prüfenden Lebens. Seine Erfahrungen sind langsam und nicht ohne Mühe erworben, sie wurden erblickt, erschmeckt, ertastet, als Duft mit den Nüstern aufgesogen, ehe sie Wort werden durften. Und auch als Wort noch wurden sie hundertfach gegen das Licht gehalten, in der Hand gewogen: Werkstücke eines langwierigen und nur mit äußerster Genauigkeit zu leistenden Prozesses. Nur so konnte die gänzliche Identität von Schöpfer und Wort-Schöpfung zustandekommen, die wir in Wilhelm Lehmanns lyrischem Werk bewundern. Der Vers ist ihm „hoher Ausdruck eines Existenzmaximums“, einzig zu schaffen aus dem Beteiligtsein des ganzen Menschen, der sich, auch als Dichter, nicht auf Inspiration, „die Muse“ oder die Gunst des Augenblicks hinausreden kann.

„Das gelungene Gedicht ist Gestalt als Heiterkeit des Daseins“ — so lautet eine Zeile aus der Sammlung der poetologischen und kritischen Schriften Lehmanns, der er den für sich bezeichnenden Titel „Dichtung als Dasein“ gab. Hierin findet sich die seit Schlegel und Goethe am feinsten abgewogene Wertung poetischer Sachverhalte, Beispiele erfüllenden Eindringens in die Schwierigkeiten des dichterischen Schaffensvorganges, Deutungen fremder und Erläuterungen eigener Poesie.

Und gerade aus diesen Werkstattberichten, so unpräntiös ehrlich und nur um Rechenschaft bemüht sie vor uns liegen, kommt uns eine Ahnung zu von der stillen Mächtigkeit dessen, was im Werk Wilhelm Lehmanns der Verskunst deutscher Sprache geschenkt wurde: die kaum mehr geglaubte Rettung der Natur in das Gedicht, mitten im technischen Zeitalter und damit Rettung des Gedichtes selber. Und weiterhin: der Gewinn neuen Glaubens an die schaffende und verwandelnde Kraft des Wortes. Schließlich — und nicht zuletzt — das Beispiel eines Lebens, das, „von nichts als vom Gedicht beschützt“, zu keiner Zeit ohne Hoffnung gewesen. Dies aber könnte auch uns Hoffnung geben, daß selbst noch in diesen und wohl auch künftigen Tagen das Leise die Gewalt, der Gesang das Kommando überdauere.

Verhallte Stimme

Ite Liebenthal zum Gedächtnis

Während die Schlachten des Ersten Weltkrieges tobten, ging eine junge Frau, jüdischer Abstammung und in deutscher Bildung großgeworden, still und verträumt, der Welt und allem politischen Hader abgewandt, an der Berliner Universität ihren Studien nach. Bescheiden hat sie philosophische und germanistische Kollegs und Seminare besucht und ganz verborgen mit einer gewissen Regelmäßigkeit auch Verse in schmale Hefte mit blauen Umschlägen notiert, in denen sie ihren Sehnsüchten Ausdruck zu geben bemüht war. Niemand kannte sie — ihr Lebenskreis beschränkte sich auf die Familie, ein paar Freunde und die herzliche Verbundenheit mit der älteren, sangeskundigen Schwester und dem Bruder.

Dann aber kreuzte ein Großer ihren Weg. Sie traf mit Rainer Maria Rilke zusammen; und er, der empfindsame, zarte Mann, hat vom ersten Tage an ihrem künstlerischen Bemühen mit einer rührenden, väterlichen Selbstlosigkeit zur Seite gestanden. Er erkannte, pflegte und förderte ihr lyrisches Talent und empfahl ihr frühes Werk an einen Verleger. So erschien später — genau im Jahre 1921 — bei Erich Lichtenstein (damals in Jena) in zartblauem Einband das Büchlein „Gedichte“ (das 1923 in den Karl Rauch Verlag in Dessau übergang). Erfüllt von Freude über diese „schönen beherrschten Gedichte“, wie er sie nannte, schrieb Rilke dem Bändchen zum Weggeleit: „Die gründliche Erzogenheit Ihrer Sprache versagt nirgends in diesen Verszeilen, sie dient dem Ausdruck mit genauen und stillen Entsprechungen und sie schafft, darüberhinaus, jene eigentümliche Distanz, die das Wort des Gedichts so wesentlich vom billigen Wort des Umgangs unterscheidet. Mir fiel beim Lesen Ihrer Gedichte eine köstliche alte Apotheke ein, die ich, vor Jahren einmal, in der einstigen Bischofsstadt Carpentras, um ihres künstlerischen Wertes willen, zum Kauf angeboten bekam. Ihre Verse heute brachten es mit sich, daß ich auf einmal im Dunkel des schönen offenen, die Wände ausfüllenden Geschränkes, die geschlossenen Vasen vor mir sich hinreihen sehe: jede anders im blaubleumigen, ausdrucksvollen Ornament, und doch wieder alle gleich; jede ein Gift, eine Glut oder Kühlung einschließend, mit dem vollen großen ja geschwungenen Namen dieses Inhalts, ihn so offen ansagend —, und doch wieder ihn völlig verhaltend, jede einzeln, in ihrer, die Verschließung so unübertrefflich aussprechenden Gestaltung!“ Würdigeres ist zu Ite Liebenthals Versen schwerlich zu sagen. Sie sind wirklich Verschließung und Offenbarung.

Es kam 1933. Es begann der fluchwürdige Terror Hitlers, die Schande des deutschen Geistes. Auch Ite Liebenthal wurde geächtet. Ihre Stimme änderte den Klang. Eine innere Wandlung vollzog sich. Ins zarte frühe Sehnen mischte sich vielerlei leidendes, ahnendes Dunkel. Sie spürte sich von dem herben Dämmern „verwaister Zukunft“ schauernd berührt. Einsamer und leerer

wurde ihre Daseinswelt. Freunde verabschiedeten sich. Auch der geliebte Bruder ging den Weg der Emigration. Seinem Gedenken widmete sie diese Verse:

Mein Bruder du! Mit aller Sehnsucht Bangen
folgt meine Liebe dir, — Erst warst du nah,
und ich war schwacher Schutz dir, als in langen
Novembernächten uns Gewalt geschah.

Dann suchst du mich in fernen Himmelsstrichen,
mir noch verschlossen und doch schon vertraut,
weil sie dem Bild des innern Auges glichen,
das vor dir her nach Zuflucht ausgeschaut.

Jetzt aber irr ich durch die Wolkenmassen
und glühenden Gewitter dieser Zeit
und halte nur in meinen armen blassen
Händen mein Herz empor, das nach dir schreit.

Die ältere Schwester — verheiratet mit Franz von Hoeßlin, dem in Berlin, München und Dessau tätig gewesenem Generalmusikdirektor — war rechtzeitig nach der Schweiz ausgewandert und später nach Italien verzogen. Nach 1945 ist sie zusammen mit ihrem Manne beim Absturz eines Verkehrsflugzeuges tödlich verunglückt. Ite, die Jüngere, war in Berlin zurückgeblieben. Völlig vereinsamt, denn nach 1939 gab es auch keinen Briefwechsel mehr mit den Freunden, die sich nach Amerika gerettet hatten. Niemand weiß von ihren letzten Monaten und Tagen. Fest steht lediglich, daß wie viele tausende schuldlose Menschen auch sie eines Tages festgenommen und deportiert wurde. In einem der großen Vernichtungslager ist sie verschollen.

Aus dem handschriftlichen Nachlaß der Dichterin stammen die nachstehenden Verse. Sie sind während der Jahre 1936 bis 1942 entstanden.

Berlin-Wilmersdorf, 9. 3. 1936

Daß sich dein Leben in der Zeiten Wende
und der Geschicke schwerem Wurf vollende,
ist dir bestimmt.
Trotz Fluch und Feme aber darfst du wahren,
was unzerstörbar seinen wunderbaren
Weg auch durch dich in ewige Zukunft nimmt.

Wir zählen unser Dasein nicht nach Jahren.
Was in den Vätern brannte, in den Scharen
der Kinder glimmt:
Der Funke zündet wieder heilige Brände!
Die wir ihn hüten, wissen nichts vom Ende.
Er überlebt, was gegen uns ergrimmt.

Berlin-Wilmersdorf, 21. 3. 1937

Trauer wächst uns größer als Schatten am Abend.
Schwer wie der Berg auf dem Mutterboden
lastet Leiden auf uns.

Länger als jede dünkt uns die Stunde der Zeit
und geringer die Kraft, die Bürde zu tragen.
Daß sie uns bleibt, bis wir den Fluch überwunden.
Wenn sie uns läßt, sei es im Antlitz des Lichts!

Halensee, 15. 11. 1941

Du mein Dasein, das ich ende,
habe Dank für jeden Tag.
Nicht, weil ich nicht leben mag,
daß ich jetzt mich von dir wende.

Bis zum letzten Traumgeföhle
weiß ich, daß ich dich geliebt.
Nur, daß es im Haßgewöhle
nirgends mehr ein Bleiben gibt.

Halensee, 16. 11. 1941

Mein Vaterland, du bist vor mir gestorben,
doch wirst du auferstehn und ich mit dir.
Die mich vernichteten und mich verdorben,
sie sind verflucht — und leben werden wir!

Ihren Freunden, dem Professor Robert Kahn und seiner Familie, hat sie
im April 1936 in Feldberg im Mecklenburgischen ins Gästebuch geschrieben:

Fernab der Straße, zwischen See und Wald,
weiß ich im fremdgewordenen Land ein Haus,
das Heimat ist.
O Gnade, die du stark und ewig bist,
breit über seinem Dach den Mantel aus,
den heiligen Schutz vor Unbill und Gewalt!

Brauchen nun — in der gegenwärtig abermals von Gewalt umlauerten und
jäh bedrohten Zeit — jetzt noch mehr als vor zwanzig Jahren wir alle, Deutsche und Europäer, Menschen aller Welt, einen solchen Schutzmantel, einen solchen Segen? Was denn vermag noch zu helfen gegen die Schrecknisse ringsum, wenn nicht die Gnade, wenn nicht das Gebet!

Wenn das Wort einer anderen Dichterin unseres Landes und ihrer Rasse gilt, die Äußerung Elisabeth Langgässers, daß „den Frauen in der Dichtung aufgetragen ist, Seelenhüterinnen eines Zeitalters zu sein“, dann schwingt in diesem erhabenen Chore auch die Stimme Ite Liebenthals mit: diese leise, feine, reine Stimme schwesterlicher Liebe, heimatlicher Treue und duldend-gläubiger Zuversicht: Trost in der Nacht!

Geht der Wind um dein Haus, fürchte dich nicht:
Ich bin im Winde.
Und wenn des Dunkels sausende Stille spricht,
sing ich gelinde.

Mit meines Herzens ruhig lebendigem Schlag
bin ich im Liede:
Warte ein wenig! Bald kommt der Feiertag,
bald kommt der Friede.

Werner Kaegis „Jacob Burckhardt“

Der Dritte Band

Unter den Aussprüchen Jacob Burckhardts, die seiner Gefolgschaft von jeher als mahnende Lehren im Gedächtnis eingeprägt waren, sind die Sätze besonders eindrucksvoll, in welchen er ein nachdenkliches Zeugnis über die von ihm selbst gewählte Lebensaufgabe mit einer unverkennbaren Beziehung auf seine Zeit und die Zukunft abgelegt hat: „Ich will retten helfen, so viel meines schwachen Ortes ist. Untergehen können wir alle, ich aber will mir wenigstens ein Interesse aussuchen, für welches ich untergehen will, nämlich die Bildung Alt-Europas.“ Als er diese Worte niederschrieb, war er von Sorgen und schwermütigen Gedanken bedrückt, ohne jedoch zu ahnen, in welchem Ausmaße sie nach seinem Tode von den Ereignissen der Kriege und Revolutionen gerechtfertigt werden sollten. Daraufhin ist Burckhardt, anfangs zu Unrecht als schwarzlichtiger Prophet, dann aber von seinen Jüngern im Verlaufe von wenigen Jahrzehnten, weit über die Grenzen seines Vaterlandes, Deutschlands und Europas hinaus in allen Ländern der Erde als kundiger Seher und zuverlässiger Kenner des Weltgeschehens betrachtet worden. Seine Werke sind in Gegenden gelangt, die der Verfasser der „Kulturgeschichte der Renaissance in Italien“ vermutlich niemals auf dem Globus oder auf einer Karte aufgesucht hat. Der Titel des Alteuropäers ist zu einem ehrenvollen Prädikat und zu einer Parole geworden, die in dem gefährlichen Kampfe mit den Feinden einer auf idealistischen und humanen Grundsätzen ruhenden Geistesbildung dem letzten Aufgebot ihrer Anhänger als Waffe dient, mit der in Händen sie zu siegen oder nach Burckhardts beispielgebender Ermutigung unterzugehen bereit sind. Mit seinem Namen und seinen Erkenntnissen sind Bewegungen, sogar Erschütterungen seelischer, auch politischer Kräfte verbunden, die seiner Persönlichkeit einen Rang verleihen, wie er heute nur Goethe und Alexander von Humboldt zugebilligt wird. Der stille Gelehrte in seiner Zelle in Basel ist allen einsichtigen Menschen unserer Tage, einerlei wo ihre Behausungen stehen, ein Ratgeber, vielen von ihnen ein geliebter Freund, mit dem sie wie mit einem Ahnherrn ihres eigenen Diensts verkehren. Dieses Ziel hat Burckhardt teilweise infolge der Veränderungen des Weltbildes, die er mit seinem klaren, durch die Beschäftigung mit der Geschichte geschärften Blick von ferne wahrnahm, und gleichzeitig als Repräsentant einer ihm immer gegenwärtigen Überlieferung, die wir im Spiegel seiner Darstellung nacherleben, vor den meisten mit ihm vergleichbaren Historikern erreicht. Er allein strahlt ein Licht aus, angesichts dessen sich jede Angst abschwächt, jede irgendwie bemerkbare Verwilderung der Leidenschaft gebessert wird. So könnte sich, wenn wir seinen soeben angeführten Ausspruch überprüfen, in ihm ein Zwiespalt des ursprünglich gemeinten Sinns verbergen, aus dem Pessimismus vielleicht ein Optimismus entstehen und in dem Hin- und Herschwanken dieser beiden Gegensätze die Möglichkeit sich zeigen, daß sich die Waagschale unserer alteuropäischen Bildung wieder nach der positiven

Seite neigen werde. Und dann wird Jakob Burckhardt auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes angelangt sein.

Mit Dankbarkeit und berechtigtem Stolz hat die Schweiz, die Stadt Basel voran, wo ihr großer Sohn geboren und gestorben ist, sein Andenken bewahrt und seinen 50. Todestag im Sommer 1947 feierlich begangen. Wenn er der älteren Generation, die ihm einstens mit einer schweren Mappe unter dem Arme auf der Straße begegnet war und die letzten seiner von einem zahlreichen Auditorium besuchten Vorträge gehört hatte, bald als ein Säulenheiliger, bald als ein recht wunderlicher Kauz entgegentrat, verharrte die jüngere Generation bereits um die Jahrhundertwende mit schuldiger Ehrfurcht vor seinem Erbe. Sein schriftlicher Nachlaß wurde in einem zu diesem Zweck eingerichteten Archiv bewahrt, bei seinen Verwandten und Bekannten jeder Brief, jedes Zettelchen von seiner Hand mit einer rührenden Pietät gesammelt, und auf diese Weise die Grundlage gewonnen für eine ausführliche Biographie. Diese einzigartige Rettung selbst der kleinsten und flüchtigsten Notizen und Schriftstücke, ein Glücksfall ohne gleichen, der nur in einer vom Kriege verschonten Stadt erfolgen konnte, wo sich stets ein edles Heimatgefühl in den Herzen seiner Bürger regt, beförderte den Wunsch, daß die sorgfältig geschützten Materialien von einem wissenschaftlich angesehenen, mit sämtlichen örtlichen Umständen, sämtlichen in Basel und außerhalb von Basel erreichbaren Spuren des Lebens und Wirkens Jacob Burckhardts auf das innigste vertrauten Forscher zu einer auch dem breiten Publikum zugänglichen Schilderung ausgenutzt würden.

Es war abermals eine glückliche Fügung der Vorsehung, daß an der Universität Basel ein Historiker sich befand, der alle Eigenschaften eines guten Biographen besitzt, gewissenhaft, mit warmer Liebe für seine erspriessliche Tätigkeit erfüllt, und mit einem Bienenfleiß auf lange Jahre in seiner Arbeit vertieft. *Werner Kaegi* war der rechte Mann, die scheinbar entsagungsvolle, letzten Endes indessen außerordentlich lohnende Aufgabe zu übernehmen, die er mit dem kürzlich erschienenen dritten Bande weiterführte, um sie später mit einem vierten Bande abzuschließen. Die Bescheidenheit, mit der er einen formal dem Gegenstande seiner Aufmerksamkeit angepaßten Text verfaßt hat, verdient kein geringeres Lob als die von ihm aufgesuchte Methode, zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen der in Tausenden von Blättern und Blättchen aneinandergereihten Bemerkungen die Wahl zu treffen und diese durch überlegte Einschaltungen mit dem Inhalt der einzelnen Abschnitte zu verbinden. Burckhardt hat einen würdigen Anwalt seines Nachruhms erhalten, der auch für die künstlerische, insbesondere die poetische Begabung seines Meisters ein offenes Auge und ein waches Gehör besitzt. Ein monumentales Werk ist geschaffen worden, wie es ähnlich jedenfalls auf dem Gebiet der Geschichte lange nicht vorhanden war, und das geschaffen werden konnte nur in einer Umgebung, deren Teilnahme das Fortschreiten der Untersuchungen im geheimen begleitete, in der schönen vom Straßenlärm nicht gestörten Wohnung Kaegis in der Nordwestecke des Münsterplatzes, mit ihrer kostbaren Bibliothek und den zur abendlichen Kammermusik bereitstehenden Instrumenten, der Aussicht über den Rhein und auf das andere Ufer zu den Bergen hinüber. Beneidenswerte friedliche Räume, vortrefflich geeignet für

das Studium vergangener Zeiten, um mit verwandter Zugehörigkeit die „große Konfession“ Burckhardts zu erklären. Mit gebührender Anerkennung sind schon die ersten Bände, äußerlich vom Verlage Benno Schwabe geschmackvoll ausgestattet wie jetzt auch der dritte Band, offiziell begrüßt worden. Kaegi hat im Jahre 1955 die höchste Ehrung, die einem schweizer Schriftsteller gewährt wird, den großen Preis der Gottfried Keller-Stiftung empfangen, der er mit Fug und Recht in Anspruch nehmen durfte. Denn er hat seine besten Jahre einem Zweck gewidmet, der seltener Fähigkeiten bedarf. In absehbarer Zeit wird er die letzten Seiten seiner Biographie vollenden als ein unermüdlicher Beobachter der einzelnen in der natürlichen Veranlagung seines von ihm aufgerufenen geistigen Gefährten auseinanderliegenden Elemente, um sie zusammenzufassen und zu einer von der Gesamtleistung Jacob Burckhardts nicht abzutrennenden Geltung zu bringen.

Die Entwicklung eines jeden über den Durchschnitt emporgehobenen Menschen geschieht in gleitenden Perioden mit mehr oder weniger wichtigen Haltestationen. Die Verantwortlichkeit des Biographen ist äußerlich und innerlich an sie gebunden und maßgebend für die Aufhellung der Probleme, die sich im Laufe seiner Forschung anmelden. Die objektive Darstellung einer Persönlichkeit mit der einmaligen Bedeutung Jacob Burckhardts, in deren Mittelpunkt seine individuelle Beschaffenheit unabhängig von anderen Einflüssen gesetzt wird, damit sich die Erzählung um diesen Kern selbständig bilde, bedingt immerhin einen Verzicht auf sogenannte literarische Vorzüge, wie sie viele in Form von Romanen geschriebene, subjektiv und phantasievoll, auch mit psychologischen oder metaphysischen Modelltheorien die Leser aufregenden oder abschreckenden Biographien der letzten Jahre anstreben. Von derartigen nicht ungefährlichen Wegen hat sich Kaegi mit bewußter Selbstgenügsamkeit ferngehalten, als ein gelehriger Zögling seines nach dieser Richtung besonders empfindlichen Vorbilds. Der gemäßigte Schwung seiner von Burckhardts Worten freigebig Gebrauch machenden Sprachkunst hat das Tempo der einzelnen Kapitel in allen drei Bänden in einem übereinstimmenden Gleichgewicht gehalten und eine gefällige Mischung von lebendigen und historisch-wissenschaftlichen Charakterisierungen hergestellt. Die Gestalt Burckhardts wird aus den unmittelbaren Zügen seiner irdischen Laufbahn und den seinen Schriften entnommenen Zitaten nach und nach sichtbar, und stets menschlicher, intimer in den Rahmen der Zeit eingefügt. Eine musterhafte Disposition hält das Interesse an der Aufeinanderfolge des Geschehens und der Erläuterung der Ideen und Gesetze fest, die mit einer erstaunlichen Logik das Dasein dieses bedachtsam voranschreitenden, aus einem jugendlichen Feuerkopfe zum abgeklärten Weltweisen sich wandelnden Mannes bestimmten. Doch erst der vierte Band wird die endgültige Formel seiner Existenz geistesgeschichtlich ausfertigen, die Erscheinung des alten Burckhardt neben das Bild des jungen, uns durch Kaegis Vermittlung näher gerückten Burckhardt stellen, dessen Umrisse die künftige Größe ankündigen.

Burckhardts Leben ist in zwei Hälften geteilt, deren Bestände sich in mancher Hinsicht von einander unterscheiden und dem Biographen die Gelegenheit verschaffen, die Stimmgabel seiner Erzählung mit wechselnder Stärke anzusetzen. Die Jahre zwischen 1818 und 1860, in dieser Spanne die Jahre

zwischen 1832 und 1847, wenn wir sie als einen besonderen Abschnitt herausnehmen, erforderten vergleichende, auch auf philologisches und philosophisches Gebiet ausgedehnte Kommentare, anfangs bei der Erziehung im elterlichen Pfarrhause und den Streitigkeiten der Basler Geistlichen, die den Studenten, der die Tragik des frühen Todes seiner Mutter schmerzlichst empfand, veranlaßten, sich von der Theologie zu trennen und der Geschichte zuzuwenden, nachher bei den in Berlin und am Rheine verbrachten Semestern, mit Freunden wie Kinkel und Heyse, Lehrern wie Ranke und Kugler. Ferner bei den Gegensätzen zwischen nordischer und südlicher Kunst, Kultur und Weltanschauung, bis Italien „*Diis sacra*“ und zuletzt die Basler Luft den heimkehrenden Professor drängen, den ihm vom Schicksal angewiesenen Platz einzunehmen. Nachdem er durch seine ersten Bücher in den wissenschaftlichen Kreisen, durch seinen Cicerone bei allen für die Schönheit der Kunstwerke Italiens empfänglichen Reisenden bekannt geworden war, gab er mit dem nicht sogleich nach seinem eigentümlichen Wert eingeschätzten „Versuch“ der „Kultur der Renaissance in Italien“ den großartigen Nachweis eines ungeheuren, auf ein ergiebiges Quellenstudium gestützten Wissens und einer scharfsinnigen Kritik. Der zwischen romantischen und klassischen Strömungen bewegte Kurs hatte sich auf einen Pol gerichtet, der, auf dem Boden der Dichtungen Schillers und Goethes befestigt, weithin seine magnetischen Kräfte entsandte. Der Polyhistor wurde ein allbeliebter Pädagoge, der die Feder aus der Hand legte, um „verträglichen Gemüts“ im kleinen Bezirk bei einem „gesunden Geschlecht“ von Mitbürgern den Sinn für Freiheit und Schönheit, die Begierde nach einer Orientierung über die Vorgänge in der Kulturgeschichte und in der Weltgeschichte mit ihren ungleich bemessenen Rationen von Glück und Unglück, die Freude an den Schöpfungen der Künste zu erwecken und die Besorgnisse, welche sein Pessimismus hervorrief, im „Goldwolkengebiet der Erinnerung“ mit einer ironisch gefärbten Heiterkeit zu verstecken.

Der erste und der zweite Band Kaegis (erschieden 1946 und 1952) schildern die Jugendzeit Burckhardts bis zum dreißigsten Jahre und leiten die Epoche des Überganges zum Mannesalter ein. Der soeben veröffentlichte dritte Band vereinigt die Fortsetzung der Lebensbeschreibung mit der Gruppierung der Dinge, unter welchen die nach der Rückkehr von den Reisen nach Italien verfaßten Abhandlungen und Bücher jeweils entstanden, und den von ihnen ausgehenden Wirkungen. Umfangreicher als die vorhergehenden Bände, zugleich in Anbetracht der Wichtigkeit des in acht Kapiteln mit vielen Unterabteilungen angehäuften Stoffs, der in reizvoller Abwechslung nach den äußeren Ereignissen die wissenschaftlichen Ergebnisse und die künstlerischen, keineswegs dilettantischen Produkte der vielseitigen geistigen Kräfte Burckhardts zu behandeln gestattete, daher diesen Vorlagen entsprechend den Gang des Berichts lebhaft zu beeinflussen geeignet war, bringt der letzte Band große Überraschungen, wie sie von den andern Biographen in solcher Menge wohl kaum erwartet wurden. Der Reichtum, der aus den von Kaegi bearbeiteten Materialien zu schöpfen war, gab ihm die Vollmacht zu der Behauptung, daß in Burckhardt „ein Sinn für den gesamten Kosmos des geschichtlichen Schaffens und Geschehens ausgebildet worden ist, wie es in solcher Kraft und Fülle anderswo nicht der Fall war. Dieses Ganze ließ

sich aus den publizierten Werken nicht erraten. Es mußte neu erarbeitet werden auf Grund des handschriftlichen Nachlasses, dessen Umfang ein vielfaches der gedruckten Bücher ausmacht.“

Diese programmatische Motivierung setzt Kaegi an die Spitze seines dritten Bandes, dessen erste Kapitel selbständige Eröffnungen und mehr als ein Prolog zu einem ihm nachfolgenden Hauptstück sind. Das Augenmerk muß sich andauernd auf die künftigen Werke Burckhardts richten, die sich zwar im Hinblick auf die in der ewigen Stadt und im Hause Kuglers in Berlin, dort im Verkehr mit einem einfachen, dem „raderschnurrenden Elend des fleißigen Nordens fernen“ Volke, namentlich den besonders herzlich begrüßten „artigen Bettlern“, hier in der geselligen Atmosphäre der kleinen Wohnung in der Friedrichstraße, bei der Wiederholung der in den Jahren 1841-1843 dort empfangenen freundlichen Eindrücke und Erlebnisse einstweilen im Stadium der Vorbereitung befinden, aber vernehmliche Signale geben. Der Bitte Kuglers, an seiner Stelle die zweiten Auflagen der Geschichte der Malerei und des Handbuchs der Kunstgeschichte herauszugeben, war Burckhardt pflichtgetreu nachgekommen. Schon Fritz Kaphan hat (Historische Zeitschrift, 1947/1) seine Ergänzungen und Verbesserungen im ersten dieser Werke ans Licht gezogen. Kaegi geht weiter und weist nach, wie sie die Selbständigkeit des jüngeren Gelehrten durch die Einführung neuer Stilbegriffe, neuer Auffassungen etwa des frühen Mittelalters, das nicht romantisch gedeutet und als Vorstufe der Renaissance betrachtet wird, endlich durch die grundsätzliche Haltung im Vergleiche der nordischen und der südlichen Geschichtsschreibung (germanisch-romanisch) und spezielle Liebhabereien wie für die Malerei des Mathias Grünewald, den er recht eigentlich entdeckt hat, hervorzuheben beschaffen sind. „Elementare Grundpositionen“ schreibt Kaegi, „werden ausgesprochen, welchen gegenüber spätere Formulierungen wie Ergänzungen wirken.“ Ihre Vollendung wurde in der Geschichte der Malerei durch die Berücksichtigung des Barock und der spanischen Künstler, mit Beziehungen auf die Gegenreformation und die Dramen Shakespeares und Calderons erreicht. Im Handbuche der Kunstgeschichte sind die Zusätze mit wenigen Ausnahmen wie der Aufnahme der kleinasiatischen Denkmäler in ein „Die armenische und georgische Architektur“ betiteltes Kapitel, und über die „Entstehung der Gotik“ nicht besonders wichtig. Aber nun war Burckhardt nach Humboldts Vorschrift im ersten Bande des Kosmos zu einer neuen Wendung seines Stils angehalten und sich darüber einig, „inskünftig lesbar zu schreiben“, um nicht nur dem Fachmanne verständlich zu sein.

Mit dieser Hoffnung nahm er für immer Abschied von Berlin und von Deutschland, wo bereits die drohenden Wolken der Revolution den politischen Himmel verdüsterten. Er dichtete: „Was soll mir fürder dieser Norden mit seinen trivialen Horden . . .“ und eilte über Triest nach Rom, wo er wie Goethe als ein Wanderer auf klassischen Pfaden das Skizzenbuch für eine reiche Ausbeute von landschaftlichen Motiven, deren Abbildungen Kaegis Buch schmücken, und das Heftchen für die ihm in seiner damaligen ausgeglichenen Stimmung einfallenden Verse in der Tasche Genesung suchte und fand.

Die Nachrichten von den Aufständen in Paris, Wien, Berlin und Süddeutschland waren warnende Vorzeichen bevorstehender Kämpfe im Kirchenstaate, welchen Burckhardt in langsamer Fahrt mit Unterbrechungen in Florenz, Mailand und Lugano auszuweichen gelang. In Basel hatte sich die Mehrheit für den Eintritt in den Schweizer Bundesstaat entschieden. Der einstige Redakteur war nunmehr als Angehöriger eines geeinigten Vaterlandes, der seinen Anschauungen über das seit dem Jahre 1789 „alternde Europa“ treu blieb, ohne sie laut werden zu lassen und skeptisch wie immer an der Dauerhaftigkeit der neuen Gebilde zweifelte, sogleich gewillt, nicht nur ein Humanist zu sein, sondern — was nach Kaegis treffendem Wort mehr ist — ein „echter Bürger seiner Polis“ zu werden. Während sich seine Freunde Kinkel und Schauenburg vom Sturme fortreißen lassen, übernimmt er im Pädagogium den Geschichtsunterricht, wobei ihm seine Schüler manchen Kummer bereiten. So flüchtet er sich in die Gefilde der Poesie und der Liebe.

Kaegis viertes Kapitel ist einem Ausfluge in diese anmutige Gegend gewidmet. Der Dichter Burckhardt, den römischen Elegikern ergeben, in hochdeutscher, an Geibel und Heyse erinnernden Sprache, und in alemannischer Mundart, Hebels Lyrik verwandt, hat immer eine Gemeinde um sich versammelt, der sich auch Kaegi angeschlossen hat. Über die in „Ferien“ und „Ein Hämpfeli Lieder“ enthaltenen Gedichte äußert er sich mit begeisterter Stimme: „Hier erkennt man den Weg seiner Berufung wie nirgends sonst. Durch diesen Paß hat er den Durchbruch zum Klassischen gefunden.“ Wir erfahren, wem die schönsten Verse gegolten haben, einer Cousine Margarethe Stehlin, die seinen Freund Riggenbach heiratete und dem Vetter, der seinen Gram verbarg und „resolviert“ Junggeselle wurde, in ihrer glücklichen Ehe die Zuneigung bewahrte. Ihr von Kaegi entworfenes Porträt gehört zu den feinsten unter den von ihm skizzierten Bildnissen.

In den letzten Kapiteln kommt der Historiker wieder zu seinem Recht. Bevor er sich mit den drei großen Werken Burckhardts befaßt, gibt er eine Reihe von Auszügen aus den Manuskripten der zwischen den Jahren 1848 und 1853 gehaltenen Vorträge und Vorlesungen, deren gründliche Gelehrsamkeit in allen von ihnen betroffenen Gebieten, Altertum, Mittelalter, Neuzeit nur durch den Fleiß erklärt wird, den der Redner anwandte. Mit einer gleichen Beherrschung der Zeugnisse der antiken und späteren Autoren, welche dieser mühelos seinem Gedächtnis einverleibt hatte, vermag ihm sein Biograph, ausgerüstet mit allen Erfordernissen humanistischer Bildung, ohne Schwierigkeit zu folgen. Römische Kaiserzeit, Gegenreformation, Friedrich der Große und seine Zeit, Einführung in das Studium der Geschichte; so lauteten die Titel der Kurse. Immerfort stoßen wir auf Korrekturen unserer früheren Urteile. Wenn sie dieses Referat insgesamt einbeziehen wollte, würde es die ihm gesetzten Grenzen überschreiten. Wir müssen uns begnügen, sie mit Verwunderung und Bewunderung zu bestätigen.

Auch die drei Hauptwerke, deren Bedeutung für jeden Verehrer Jacob Burckhardts ständig zunimmt, die „Zeit Constantins des Großen“, der „Cicero“ und die „Kultur der Renaissance in Italien“ sollen nachfolgend in aller Kürze und mit Kaegis Worten behandelt werden. „Von der Person des Kaisers (Constantin) führt eine richtige Linie unmittelbar zu einem der Hauptphänomene des Zeitalters, zum Cäsarismus und seinen sozialen Verhält-

nissen . . . Militärherrschaft, Starrheit und Hochmut sind die Symptome der neuen Standesverhältnisse, die sich im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts herausgebildet haben.“ Diese Sätze zeigen uns an, mit welcher Abneigung Burckhardt den Begriff der Macht auffaßte. Sie sind eine Art Motto für die Inszenierung des Erscheinens des Imperators und für die Aufnahme des Christentums im römischen Reiche.

Hatte Burckhardt vordem die Kulturgeschichte in den Vordergrund seiner historischen Arbeiten gerückt, mit einem Geschick, das man „bei Voltaire, Gibbon und Niebuhr vergeblich sucht“, erbringt nun der „Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens“, in Florenz begonnen, als Auftakt zu seiner „berühmtesten und infolge des Fehlens von Briefen unbekanntesten Italienfahrt“, den Beweis, daß er mit seiner Absicht, unter seinen Lesern „das Verstehen und Ahnen der künstlerischen Formen“ zu pflegen, als ein Vorgänger seines Schülers Heinrich Wölfflin zu beachten ist, wenn er auch auf die gleichberechtigte Mitwirkung der Kulturgeschichte nicht verzichtete, sie bald nachher wieder zu einer Vorherrschaft erhob. Kaegi bezeichnet in seiner Auseinandersetzung mit diesen Fragen die „Idee des Klassischen“ neben den Ideen, die „italienische Kunstwelt als ein Ganzes, ihr Werden als die Geschichte einer kontinuierlichen Spannung zwischen antikem Erbe und spontaner Schöpferkraft zu verstehen“, als unverkennbares Zeichen einer Abkehr von „romantischer Jugend“ und „den Prinzipien der Schule Rankes“, auch einer Rückkehr in ein geistiges Deutschland zu einem „Einbiegen in den Weg Winckelmanns und Goethes.“ Mit dieser These wird die Aufgabe, die der Verfasser des Cicerone zu lösen sich vorgenommen hatte, übersichtlich definiert und der Führer zu den Denkmälern alter und neuer Kunst Italiens auch für die Geschichte der Aesthetik in der Mitte des 19. Jahrhunderts zum Wegweiser. Durch den „Cicerone“ ist Burckhardts Ruhm begründet worden, die Urausgabe, von den Änderungen späterer Herausgeber befreit, ein unentbehrlicher Begleiter vieler Pilger im „Lande der Menschlichkeit“ und ein Gegenstück zu Goethes „Italienischer Reise“ geblieben.

Die Episode der Abwesenheit Burckhardts aus Basel in den Jahren 1855-1858, die er als Dozent der Archäologie und Kunstgeschichte in Zürich an dem kurz vorher eröffneten Polytechnikum verbrachte, wird hauptsächlich durch Vorträge und Studien für den Abschluß des dritten Hauptwerkes über die Kultur der Renaissance in Italien ausgefüllt. Im Schatten Gottfried Sempers, des aus Deutschland während der Revolution ausgewanderten Architekten, mit Gottfried Keller in einem kameradschaftlichen Verhältnis, das Kaegi für einen längeren Exkurs über die Ähnlichkeit mancher Charakterzüge des Staatsschreibers und des gleichaltrigen Professors ausnutzt, hält sich dieser zurück und führt an der Limmat ein arbeitssames Dasein. Unvermutet empfängt er den Ruf nach Basel und das Ersuchen der Fakultät, in die Vaterstadt zurückzukehren. Dort wurde das genannte Werk, das mit seiner Vorgeschichte in die erste römische Reise reicht, dann durch Funde in der Züricher Bibliothek einen raschen Auftrieb bekam, mit beschleunigtem Schritt beendet. Mit der bei ihm gewohnten Ausdauer hat Kaegi im Basler Archiv abermals Forschungen unternommen, die sich auf die von Burckhardt benutzten Quellen richteten, Alberti, Bandello, Dante, und mit stichhaltigen Begründungen urkundlich belegt, daß ihm kein anderer als der italienische

Geschichtschreiber Muratori die „Fundamente geschaffen hat, auf denen er bauen konnte.“ Der auffallende Entschluß, Kulturgeschichte und Kunstgeschichte zu trennen und tausend Quartseiten über letztere zurückzulegen, die nachher bei einer mit Wilhelm Lübke bearbeiteten „Geschichte der neueren Baukunst“ eine spärliche Verwendung fanden, mag dem geplagten Ordinarius schwer gefallen sein, der noch in Zürich eine „Verschmelzung“ beider Bereiche als Hauptziel seiner Tätigkeit bekannt gemacht hatte. In jenem Augenblick aber kam es ihm darauf an, eine „Ursprungsgeschichte des modernen Geistes“ zu schreiben, die in Wirklichkeit eine „Ursprungsgeschichte seines eigenen inneren Schicksals ist.“ Mit dieser Klassifizierung trifft sein Biograph mitten ins Schwarze. Was man vorher nur vermutete, ist jetzt vollkommen deutlich, die Einheit von Leben und Wissenschaft in Burckhardts Persönlichkeit. Das ist ein Wink für Kaegi, die Notwendigkeit seiner Biographie zu betonen, weil zum Unterschied von Ranke sein Schüler „erratische Blöcke hinterlassen hat, deren geistigen Zusammenhang nur der Nachlaß verrät.“ Die Kapitel der „Kulturgeschichte der Renaissance in Italien“ werden nach ihrem Inhalt und den öfters von seinen Kritikern mißverständlich aufgefaßten Schlüssen durchmustert: „Anschauung ist Burckhardts Größe. Das Erstaunliche an ihm liegt nicht in seinen abstrakten Thesen, sondern in der Fülle der Erscheinungen, die sein Blick umfaßt. Niemals sonst ist das Wesen des großen Mannes so einleuchtend dargestellt worden wie in diesen knappen Sätzen. Kaegi gibt auf der letzten Seite einen Prospekt der kommenden Jahre: „Seinen Basler Zuhörern sollten von jetzt an alle seine Kräfte gehören. Nun ist er der alte, der klassische Burckhardt.“ Über diese Zeit zu berichten ist dem vierten Bande vorbehalten.

Unwillkürlich fühlt sich der dankbare Leser dieses Meisterwerks aufgefordert, an eine andere, freilich nicht allenthalben mit ihm vergleichbare, seit neunzig Jahren weitbekannte Biographie zu denken, an Karl Justis „Winckelmann und seine Zeitgenossen.“ Der mit übereinstimmender Liebe wie Kaegi in Basel das Vermächtnis Goethes beschützende Kunsthistoriker der Universitäten Marburg und Bonn gedachte, als er den von hellen Glanzlichtern erhöhten Lebenslauf seines Helden schilderte, ihn auf einer historischen Bühne mit bunter Staffage, demnach mit dramatischen Mitteln auftreten zu lassen. Sein Kollege in Basel gehorchte in kluger Reserve dem Vorsatz, den erlauchten Geist, den er aus Trümmern der Vergangenheit für eine gerechte Würdigung in der Gegenwart beschwor, in einer epischen Breite vorzustellen. Ihre beiden Werke, obgleich durch die Erfahrungen von drei Generationen und modernere Ansichten getrennt, sind Opfergaben, niedergelegt im Tempel der Götter, an Altären, die dort zum Gedächtnis Winckelmanns und Burckhardts aufgerichtet wurden. Wir gehen keineswegs zu weit mit dem Glauben, daß Kaegis Biographie, wenn sie im letzten Bande das Alter Burckhardts mit der nämlichen Treue wie seine Jugend und die ersten Lustren seiner Mannesjahre beschreibt, zweifellos bei dem Häuflein der „Alteuropäer“ einen Erfolg haben wird, wie er immer Karl Justis „Winckelmann“ beschieden war.

Zeittafel vom 15. März bis 15. April 1957

- 15. 3. Israelische UN-Delegation protestiert gegen neuen Überfall ägyptischer Partisanen.
- 17. 3. Scharfer sowjetischer Angriff gegen Euratom und Gemeinsamen Markt.
- 18. 3. Umrüstung der sowjetzonalen Volksarmee.
- 19. 3. Ministerrat der WEU über britischen Militärbeitrag.
- 22. 3. Der verunglückte philippinische Staatspräsident Magsaysay beigesetzt.
- 24. 3. Neuer Brief Bulganins an Adenauer veröffentlicht.
- 25. 3. In Rom Europaverträge (Gemeinsamer Markt, Euratom) unterzeichnet.
Saarregierung Ney zurückgetreten.
- 26. 3. Bundesverfassungsgericht entscheidet Konkordatstreit zwischen Bund und Ländern.
- 28. 3. Ägypten betrachtet sich weiterhin als im Kriege mit Israel.
- 29. 3. Verfassungsänderung „Dienstunfähigkeit des Präsidenten“ durch von Eisenhower einberufenes Komitee beraten.
- 31. 3. Lordpräsident Salisbury zurückgetreten.
- 2. 4. US-Senat stimmt Überschußlieferungen an Ostblockländer zu (Polen).
- 4. 4. Bundestag beschließt Verbesserung des Lastenausgleichs.
- 5. 4. Parlamentskrise in Bonn (Amnestiedebatte, „Fall“ Wehner).
- 8. 4. Königin Elisabeth II. in Paris.
- 9. 4. Schauprozeß in Ungarn mit Todesurteilen.
- 10. 4. Bundestagsdebatte über „Gleitende Arbeitswoche“.
- 12. 4. Führende deutsche Atomwissenschaftler warnen vor Atomrüstung.
- 15. 4. Regierungskrise in Jordanien beigelegt.

THEATER - RUNDSCHAU

Berliner Theaterbericht

In der laufenden Spielzeit 1956/57, die durch die Kortnersche „Hamlet“-Inszenierung ihren besonderen und problematischen Akzent erhalten hat, gab es während der „Berliner Festwochen“ neben einer Reihe von weniger bedeutsamen Darstellungen eine herausragende Aufführung, herausragend im Thema und in der Darbietung. Von Dresden bis Zürich sahen die Zuschauer an vielen Orten zugleich „Das Tagebuch der Anne Frank.“ Die Lebensgeschichte des kleinen holländischen Mädchens und seiner Familie und Freunde im besetzten Heimatgebiet, die Verfolgung und Tragödie dieser jüdischen Familie, die hier beispielhaft herausgegriffen und gestaltet wurde, erschütterte bei der Berliner Premiere die Besucher so gewaltig, daß sie schweigend am Ende des Spiels das Haus verließen. Schauspielkunst bedeutet seit je verwandeln, vertiefen, vermenschlichen. Im Schloßparktheater wurde an jenem Premièrenabend und weit über 75 Male später dieses mimische Urerlebnis in einer Genauigkeit sichtbar, daß es die Besucher bis in die tiefsten Tiefen anrührte. Johanna von Koczan, aus Wuppertal zu Barlog in dieser Saison gekommen, spielte die Anne Frank, die in den Untergang geht, wie eine, die in ihrer heiteren Unbefangenheit gar nicht mehr weiß, daß sie etwas ganz Bestimmtes darzustellen hat, sondern die einfach außer sich ist. Diese Intensität übertrug sich auf ihren jungen Partner Klaus Kammer. Nicht unwesentlich ging auch ein solcher Zug von Walter Franck's Vater aus, der als einziges Familienmitglied das Furchtbare überlebt. Barlog hatte diese Aufführung mit solcher Liebe und Genauigkeit, mit solcher Einfühlung inszeniert, daß man mit Fug und Recht feststellen durfte: Dies war ein Höhepunkt des Berliner Theaters der Nachkriegszeit.

Die „Berliner Festwochen“ setzten mit der „Welturaufführung von Erich Maria Remarque's erstem Bühnenwerk „Die letzte Station“ einen reißerischen Akzent. Die Fabel berichtet von den letzten Tagen Berlins im Mai 1945 vor dem

Ende des Zweiten Weltkrieges. Das Inferno wird mehr vom Darstellerischen her angesprochen als vom Dichterischen. Die einfache Reportage, stark mit filmischen Effekten durchsetzt, kommt in einer Szenenfolge zu Worte, die Schauspielern wie Heidemarie Hatheyer und Kurt Meisel hervorragende Möglichkeiten bietet, den Dialogen und Figuren die Schemenhaftigkeit zu nehmen und Menschen zu gestalten. Vom Schauspielerischen und von der ethischen Botschaft her, die Remarque geben wollte, „kam“ das Stück beim Publikum „an“.

Im Theater am Kurfürstendamm brachte man aus dem Nachlaß Eugene O'Neill's eines der — wie Julius Bab sie nannte — „unerfreulichen“ Werke: die makabre Familienbeichte „Eines langen Tages Reise in die Nacht“. Vater, Mutter und zwei Söhne machen sich an einem Sommertage des Jahres 1912 das Leben zur Hölle. Sie piesacken sich bis auf die letzte Möglichkeit, und alle taumeln umher zwischen Querköpfigkeit, Eigenwilligkeit, echter Liebe, Suff, Unerzogenheit, Süchtigkeit und — Unentrinnbarkeit ihres Schicksals. Schwarz in Schwarz wird das alles ausgemalt mit der Gründlichkeit des nachholenden amerikanischen Naturalismus, dem Strindberg, Ibsen und Gerhart Hauptmann Pate standen. O'Neill hatte verfügt, daß dieses stark mit autobiographischen Familienzügen durchsetzte Stück in der Schublade bleiben sollte. Die Erbin gab es frei... Unvergesslich wurde alles durch ein grandioses Ensemblespiel. Grete Mosheim lieb der Morphiümsüchtigen Mutter die Züge der vom Schicksal Geschlagenen. Paul Hartmann als Boß der Familie, ein Mann zwischen Großmannsucht, Sauffreudigkeit, ausgedientem Mimentum bot eine eindrucksvolle Studie. Heinz Drache zeichnete den einen Sohn, voll von Zynismen, Weiberlust und verschütteter Zärtlichkeit, während Hans Chr. Blech das Unruhige, Lauernde, Jähe, Zupackende und Gehetzte eines Schwindsüchtigen beeindruckend formte. Es war ein großartiger Theaterabend, bei dem man nur den Rotstift

in der Dramaturgie nicht anwandte. Die Einstudierung hatte Oscar Fritz Schuh mit der ihm eigenen Intensität, getreu O'Neill, besorgt.

Bemerkenswert blieb auch im Schiller-Theater der Barlogsche Versuch das in Edinburgh für die Bühne entdeckte Hörspiel von Dylan Thomas „Unter dem Milchwald“ hierzulande zum Bühnenleben zu erwecken. Die ungemein bilderreiche, akustisch so wirksame Sprache des 1935 verstorbenen Autors wurde ins Bühnenoptische von der Regie übersetzt, in zahllose kleine Szenen und Szenchen aufgelöst und ließ das technische Wunderwerk einer modernen Großstadtbühne in seiner Vollendung zur Geltung kommen. Über 70 Schauspieler agierten auf der Bühne in Momentaufnahmen und verschwanden wieder, zusammengehalten von einer Rahmenerzählung, deren Mammutpensum Karl Buehler mit einem phänomenalen Gedächtnis Herr wurde. Eine respektvolle Leistung. Das Spiel aus der Scheinwelt des Erdachten rührte die Zuschauer an.

Die Gegenwartsdramatik kam in der Tribüne mit Honolds „Der Fall Zikade“ wirksam zum Zuge und offenbarte in einer Vormittagspremiere im Theater am Kurfürstendamm mit Paul Hengge's „Der Sender schweigt“ recht deutlich die Grenzen, die ihr gesetzt sind an einem Spiel aus dem französischen Widerstand. Die Idee ist ausgezeichnet und eines Dichters würdig: ein Gruppenschicksal in der Zeit höchster Bedrohung durch Gestapo vor Landung der Alliierten in Frankreich. Leider versagten sich dem Autor noch die künstlerischen Mittel. Ein papierner Dialog-Knütteldamm und eine Handlung ohne zielstrebige Kontrapunktik stellen Schauspieler und Zuschauer vor eine Geduldsprobe.

Sean O'Caseys irisches Freiheitsdrama „Rote Rosen für mich“, eines seiner schwächeren Werke, wurde durch Leo Mittlers straffende Regie aus der szenischen Bilderbogenfolge zu einer Ganzheit zusammengefügt und das sozialpolitisch kämpferische Thema der Lohn-erhöhung verbunden mit konfessioneller Auseinandersetzung zu einem Achtungserfolg geführt. — Was dem Schloßparktheater recht war, ist dem Theater am Kurfürstendamm billig, wo Tolstoi's bäuerliches Reformerstück „Und das Licht scheint in der Finsternis“ durch O. F. Schuh auf die Bühne, dramaturgisch

zu gestrafft, kam. Ernst Deutsch, dessen Nathan man als Erfüllung betrachtete, spielte den Tolstoischen bäuerlichen Großgrundbesitzer, der gegen den Willen seiner Familie seinen Boden unter seine Bauern aufteilen will. Er, kaum ein Großbauer, sondern ein Grübler, der seinen Überzeugungen nicht — gegen seine Frau, die Kinder und die Umwelt — zum Durchbruch führen konnte. Das gibt Deutsch mit leisen, fast behutsamen Zügen. Da die Regie dem Stück den rustikalen Zug nahm, fehlte diese Nuance auch der Hauptfigur. Das erschien nicht ganz glücklich. Als Gattin, die am Ererbten festhält, sah man Lucie Mannheim bemüht um eine Konzentration, und Helene Thimig lieh der Fürstin Tescheremschanova sehr nachdrücklich ihre Gestaltungskraft. Das Publikum genoß die berühmten drei Künstler und ein sich achtbar haltendes Ensemble.

Der andere Akzent der laufenden Spielzeit lag auf dem unterhaltenden und heiteren Spiel. Unterhaltsam etwa wie die eifersüchtige Mutter, die Käthe Dorsch meisterhaft zeichnete in Hugh Howard's „Die Seidenschnur“ im Renaissance-theater, einem unsympathischen Spiel von bössartiger mütterlicher Affenliebe zu zwei Söhnen (im Renaissance-Theater) oder wie das seltener gespielte Hofmannsthalsche Lustspiel „Christinas Heimreise“, das Rudolf Steinboeck mit Wiener Charme erdenschwer einrichtete. Aglaja Schmidt entfaltete Wiener Zauber und Charme als Hauptfigur zum Ergötzen der Zuschauer.

Der Triumph der Heiterkeit wurde im Schloßparktheater mit Hasenclevers Lustspiel „Ein besserer Herr“ erzielt. Das 1927 uraufgeführte Stück, das im Industriemanagement, Heiratsschwindlermilieu der Nachinflationszeit angesiedelt ist, hat nichts an aktueller Bezüglichkeit in der hervorragend gezielten, gezirkelten und aller Patina der Zeit baren Regie Hans Lietzaus verloren. Im Gegenteil. Bühnenbild, Regie, Musik und Darstellung vereinten sich zu einer Ensembleleistung, die in solcher Genauigkeit nicht allzuhäufig im Theaterleben Berlins anzutreffen ist. Martin Held in der Titelrolle als Heiratsschwindler und allem Managertum zugewandter Zeitgenosse hat die Lacher auf seiner Seite. Intensiver, anhaltender Publikumserfolg.

In die gleiche Gattung gehörte der inzwischen auch verfilmte Heiterkeits-

erfolg mit „Die liebe Familie“ von *Felicity Douglas*, deren Mittelpunkt die gegen den Familienwillen schriftstellern- de Mutter der Vilma Degischer war oder *Axelrods* „Eine verteuflte Geschichte“, eine szenische Harmlosigkeit, die durch den jungen Boy Gobert und Ursula Lingen amüsierte. Es gab auch Reinfälle etwa mit *Sauvajons* „Dreizehn bei Tisch“ (im Hebbel-Theater). Es überwog aber die Erfolgsserie von „Keine Angst, sie kriegen sich“ (Komödie) mit dem Komikerpaar Berlins: Neuß/Müller, der grazil-frechen jungen Brigitte Grothum und der schönen Dagmar Altrichter. Man amüsierte sich im Hebbel-Theater bei *Fodors* „Matura“, das jetzt in Erik Odes effektvoller Schwankregie „Die Abiturientin“ heißt und fand Albert Lievens Direktor sympathisch, und schließlich feierten *Goldonis* „Mirandolina“ mit der sonst nur in tragischen Rollen zu Worte kommenden Maria Wimmer und *Nestroys* „Der Zerrissene“ mit Leopold Rudolf eine heiter-bukolische freudig begrüßte Volksstück-Auferstehung, während eine commedia d'ell arte-Modernisierung der „Klugen Närrin“ von *Lope de Vega* durch Dieter Haugk der Sache weniger gut bekam, weil er nicht konsequent genug sich in seiner Regielinie entschied.

Schwerpunkt des zweiten Drittels der Berliner Spielzeit wurde naturnotwendigerweise *Fritz Kortners* Inszenierung des „Hamlet“. Zuvor gab es schon Aufregung und Ärgernis, denn dem Hauptdarsteller hatten verständlicherweise zwei Durchlaufproben nicht genügt. Fast schien es, als sei das Stück überprobt worden... nahezu fünf Stunden dauerte die Premiere. Gestrichen hat Kortner nicht viel. Er hat überhaupt kaum „revolutioniert“. Wer das bei ihm erleben wollte, kam nicht auf seine Kosten. Interessant war hingegen, wie er das Werk „unterspielen“ ließ, wie er ihm die pathetische Linie (und damit einigen Glanz) nahm. Das führte bei Gestalten wie der Königin, dem Polonius, Laertes und Horatio zu Fehldeutungen (wenn sie nicht falsch besetzt waren). Merkwürdigerweise kam auch eine Szene wie die mit den Totengräbern nicht über die

Rampe. Polonius Ermordung wirkte wie ein Spaß aus einer Farce, als Hamlet die Leiche wie auf einem Kofferkarren nach hinten herausschieben mußte. Dagegen hatte der Auftritt der Schauspieler und auch die Darbietung der „Mausefalle“ Gewicht. Hier entzündete sich die Aktion. Hamlet, der Mann des großen Grams und der Verachtung, den die übliche Welt anwidert, wird in diesen Augenblicken aus dem philosophischen Grüblertum, das er in Kortners Inszenierung zu entwickeln hat, herausgerissen. Das Denken weicht dem Handeln. Aus dem Gegensatz König Claudius (den Martin Held federnd, fast urban mit imponierender Fülle anlegte) - Hamlet wurde der Kortner-Abend interessant. Erich Schellow hat etwas von dem Adligen, den die Welt anekelt, er spricht seinen Part ausgezeichnet, und je mehr er in die Aufführung hineinwächst, umso herausragender kann seine Leistung sein, die so ganz anders geartet ist als vergleichsweise diejenige von Gründgens in der Mithelschen „Hamlet“-Inszenierung von 1936. Fritz Kortner gab keine neue Deutung des Themas. Er blieb im herkömmlichen Rahmen. Die künstlerische Interpretation sowohl von der Regie als auch von den Darbietungen her, war unterschiedlich und der Gesamteindruck erschien dem Referenten zwiespältig.

Das Resultat? Erschütterung ging aus vom „Tagebuch der Anne Frank“ (und es ist nicht zu verstehen, weshalb Barlog nicht mit diesem Stück zu einer Gastspielreise nach Leipzig fuhr an Stelle des für die sowjetzonale Kulturpolitik höchst willkommenen „Major Barbara“ von Shaw), und die absolute Erheiterung kam ebenfalls aus dem Schloßparktheater mit „Ein besserer Herr“. Die Klassiker sind in dieser Spielzeit bislang rar. Soll man einmal mehr sagen, daß die Schauspieler, wie Wolfgang Goetz an der gleichen Stelle vor eineinhalb Jahren folgte, alle Problemstücke besiegten?! Es stimmt, und es deutet an, wie sehr gewichtig die Position der Künstler gegenüber den Autoren an den Berliner Bühnen geblieben ist. Das ist nicht nur in Berlin so, sondern eine allgemeine Erscheinung. *Heinz Grothe*

Das Gespräch über die *Automation* gelangt allmählich in ruhigere Bahnen. Die technischen Schwierigkeiten, die einer allzu heftigen Entwicklung entgegenstehen, werden mehr berücksichtigt als noch vor einem Jahr. Wichtiger aber ist, daß die meisten jüngeren Beiträge die menschliche Seite der Angelegenheit aufgreifen und die sozialen Wechselwirkungen bedenken, die mit im Spiele sind, und ihre Gefahren.

So schreibt Dr. Willy Strzelewicz, Göttingen: „Die Automation kann zwar, wenn sie dosiert und in gelenkten Formen vor sich geht, einen Teil der Gefahren abbauen, insoweit sie mehr Freiheit schafft und die Unterordnung des Menschen unter den Fremdrhythmus der Maschine einschränkt. Aber die Automation fördert, wie Pollock mit Recht hervorgehoben hat, die Macht der sozialen Gruppen, die die automatisierten Apparaturen lenken und kontrollieren. Daß diese Gefahren nicht notwendig durch eine Verstaatlichung überwunden werden können, ist schon seit langem deutlich geworden. Eine zentralisierte Verstaatlichung des modernen Organisationswesens schwächt die Einflußmöglichkeiten der Individuen und einzelnen Gruppen und stärkt die Machtposition des bürokratischen Apparates. In der Zeit der zunehmenden Bürokratisierung hat die öffentliche demokratische Kontrolle und die individuelle Freiheit ihr Unterpfand vornehmlich in der Tatsache, daß die großen Massenorganisationen nicht verstaatlicht und zentralisiert sind, sondern miteinander um den Einfluß auf die breiteren Schichten konkurrieren müssen. Wann und wo sich die Verstaatlichung als notwendig herausstellt, um alte Machtpositionen zu beseitigen, wird sie der weiteren Demokratisierung, d.h. dem Abbau von sozialen Privilegien nur dann dienen, wenn sie mit Formen erweiterter Mitbestimmung wirksam verbunden werden kann. Wenn die sozialistische Bewegung aus diesen neuen Erfahrungen einen Schluß ziehen will, so müßte er etwa in diesem Satz zusammengefaßt werden: Hat man in früherer Zeit die Stellung zur Demokratisierung davon abhängig gemacht, wieweit sie der Aufhebung des indivi-

duellen Privateigentums an den Produktionsmitteln und der Verstaatlichung dienlich sei, so muß man heute die Entscheidung über die Aufhebung des Privateigentums und die Verstaatlichung davon abhängig machen, wieweit diese Maßnahme und ob sie der Demokratisierung förderlich ist. (*Die Neue Gesellschaft*, März/April 1957.)

Diese Frage untersucht Professor Dr. Dr. Hans Bayer (Sozialakademie Dortmund) in den *Gewerkschaftlichen Monatsheften* (Februar 1957) vom Ökonomischen her: „Nur in einer stabilisierten Wirtschaft könnte die durch die Automatisierung ermöglichte Massenfertigung dauernd Absatz finden und die Beschäftigung der Unternehmungen aufrechterhalten werden. Tatsächlich aber verschärft die industrielle Revolution die Störungstendenzen in der Wirtschaft und untergräbt dadurch selbst die Erfüllung ihres Zieles.

Nur bei Preissenkung könnte wenigstens teilweise die Erhaltung der Kaufkraft gesichert werden. Die Machtbildung hinsichtlich der Marktbeherrschung aber gewährleistet keineswegs Preissenkung als Folge der Kostensenkung.

Die industrielle Revolution könnte ihre Aufgabe nicht nur durch Steigerung der Produktivität und Erhöhung der Produktion, sondern auch durch Ausdehnung der Freizeit, die durch Arbeitszeitkürzung erreicht wird, erfüllen. Die Freizeit wird aber, wie gezeigt, in Wirklichkeit, nur zu leicht zur Arbeitslosigkeit, weil im Rahmen der bestehenden Wirtschaftsverfassung die volle Eingliederung der frei gewordenen Arbeitskräfte nicht gelingen kann.

Die industrielle Revolution beinhaltet Möglichkeiten einer Steigerung des Lebensstandards, die aber keineswegs mit Sicherheit realisiert werden. Es kann nicht nur durch Arbeitslosigkeit zu Kaufkraftausfällen und dadurch zu einer Senkung des Lebensstandards für breite Schichten kommen; denn die moderne Reklame ist gar nicht so sehr auf Erhöhung der Lebenshaltung als auf Steigerung des Verbrauchs gerichtet.

Entfaltung der Persönlichkeit wäre durch die industrielle Revolution möglich. Sie wird aber dieser Aufgabe nur

unvollkommen gerecht, sie verstärkt vielmehr die Herrschaft der wenigen, auch auf geistigem Gebiet.

Nicht zuletzt liegt die soziale Tragik der industriellen Revolution darin, daß wir sie nicht sehen wollen und damit die Chance versäumen könnten, die industrielle zu einer sozialen Revolution zu machen.“

Wie sich dennoch die Sozialstruktur ändert, zeigt ein Vortrag des verstorbenen Kieler Soziologen Gerhard Mackenroth, der erst jetzt gedruckt wurde. Mackenroth kommt zum Schluß: „Was ich Ihnen bis hierher als deutsche Entwicklung geschildert habe, ist in gewissem Rahmen die allgemein europäische Entwicklung der Industriegesellschaft. Sie werden nun wahrscheinlich die entscheidende Frage stellen: „Ja, ist denn das gut? Soll denn das so sein? Begrüßt du denn das so? Wollen wir denn nun alle untergehen in einer allgemeinen grauen Nivellierung?“ Gewiß bedeutet diese Entwicklung — ich kann Ihnen diesen Gedanken nur mit ein paar Worten streifen —, daß viele scharf profilierte und uns lieb gewordene Sozialtypen von der sozialen Bildfläche verschwinden werden: die Tiroler Bergbauern, die uns hier besonders nahestehen, die ostholsteinische Fischerbevölkerung, die Mansfelder Bergknappen, alles scharf profilierte soziale Typen. Sie werden eingeebnet in der nivellierten Industriegesellschaft.

Man kann das bedauern. Aber es ist gewiß, daß sie eingeebnet werden. Und ebenso gewiß ist es, daß man sie nicht konservieren kann, es sei denn um den Preis ihres inneren Verfalls. Eine funktionslos gewordene und künstlich konservierte Sozialschicht ist immer etwas Unechtes. Sie wird früher oder später auch menschlich verfallen. Ebenso gewiß erscheint es mir aber — und mit diesem tröstlichen Ausblick darf ich vielleicht schließen —, daß es auch in der Industriegesellschaft möglich ist, wieder profilierte Typen zu entwickeln. Unsere Prestigeuntersuchungen haben sehr deutlich gezeigt, daß das Selbstbewußtsein in unserer Arbeiterschaft stark wächst. Ohne Profilierung und ohne Strukturierung, das ist meine Überzeugung, ist soziales Dasein unmöglich. Wir sehen das Alte immer als etwas Fertiges vor uns stehen, und das wirkt schön auf uns, begeistert uns, macht uns das Alte lieb und wert, während das Neue, das sich entwickelt, noch unfertig ist und sich

auf dem Hintergrund des Alten immer als unschön, unfertig darstellt. Aber ich glaube, es ist mit der Industriegesellschaft wie mit dem Menschen im allgemeinen: man soll in ihnen nicht das sehen, was sie sind — und dann kann man vielleicht verzweifeln —, sondern man sollte das sehen, was aus ihnen werden kann.“ (*Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Februar 1957). Wie, vor allem, wird sich die Automation auf das Bildungswesen auswirken? F. J. Wehnes antwortet u. a.: „Die Unvereinbarkeit unseres heute noch immer von Humboldt bezogenen Erziehungszieles mit den Bedingungen und Forderungen unserer modernen Zeit hat Theodor Litt erst kürzlich in seiner Schrift: ‚Das Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt‘ überzeugend dargestellt. Nicht die Konservierung einer früher gültigen Bildungsidee, also des klassischen Ideals der Harmonie, Totalität und Innerlichkeit, kann den neuen Aufgaben und völlig andersgearteten Problemen gerecht werden. ‚Erfolg haben kann nur eine Gestaltung unseres Bildungswesens, die sich nicht scheut, (das) ganze Arbeitsgefüge mit all seinen Härten und Unerbittlichkeiten unverkürzt in seine Berechnungen aufzunehmen‘. Das bedeutet zweierlei: Einmal die Aufgabe, in dem Robotertum unserer Tage nicht etwa das Werk des Teufels zu sehen, sondern Konsequenzen, welche die Sachbeherrschung innerhalb der modernen Welteroberung von uns fordert — zum anderen die Verpflichtung, den Menschen zur Wachsamkeit zu erziehen gegen die Übergriffe, welche gerade dem Menschen als Menschen von der Maschine her drohen. Diese seit Jahrzehnten immer wieder beschworene Gefahr bezieht sich weniger, als früher angenommen, auf den Arbeiter in der Fabrik selbst als in erster Linie auf die Tatsache, daß das gesamte Ordnungsgefüge des Menschen von dem Rhythmus der Maschine beherrscht und alltechnisiert werden. Es wird darum eine Bildungsaufgabe ersten Ranges sein, den Menschen dafür sehend zu machen, daß das Eigentliche in ihm nicht mit einer Formel berechnet und nicht dem Gesetz der Maschine unterworfen werden kann. So wird alles darauf ankommen, ob es der Mensch fertigbringt, als Herr der Technik und all ihrer Begleiterscheinungen sein

Menschsein zu erhalten oder aber selbst nur ein auswechselbares Rad in dem großen Getriebe zu werden, das doch sein eigenes Werk ist.“ (*Pädagogische Rundschau*, April 1957).

H. J. Wallraff S. J. schreibt dazu: „Die Struktur der Gesellschaft wird sich insofern verschieben, als Berufe, die bisher als hochqualifiziert galten und demgemäß geachtet waren, nächstens ihre Bedeutung verlieren. Die Buchhalter und Schreibkräfte gehören sicher dazu. Soll man nun die Gruppen und Schichten, die ihre üblichen Funktionen verlieren, mit Privilegienzäunen umgeben und schützen oder nicht? Kurzfristig, ohne Zweifel! Je stärker aber die Dynamik wird, desto höher wird notwendig auch der Druck, den die Rückzugsberufe auf sich nehmen müssen. Wer sich übermorgen wirtschaftlich betätigen will, der wird beweglicher sein müssen. Da die notwendigen materiellen Güter offenbar von einer relativ geringeren Zahl von Menschen erstellt und verteilt werden, ist es nicht länger selbstverständlich, die meisten Menschen in der Erwirtschaftung von Gütern zu beschäftigen. Die Dienstleistungen werden allgemeiner in Anspruch genommen: Verkehrsdienste, Wissensvermittlung, Gesundheitspflege, Unterhaltung. Gerade dort, wo man immer wieder die modernen Menschen des Materialismus bezichtigt, sollte man die anhebende Entwicklung begrüßen und nicht im Namen einer falsch verstandenen Ordnungsethik Berufe und Menschen durch retardierende Privilegien weiter in der Gütererzeugung festhalten, obschon sie hier überflüssig sind. Gegen einen vorübergehenden Schutz vor Härten ist damit nichts gesagt.“ (*Stimmen der Zeit*, 82. Jahrgang 1956/57, 7. Heft).

Fügen wir diesem Zitat fünf Gründe an, die nach der Meinung von Hans Zemanek eine rasende Entwicklung verhindern werden: „Die erste, größte und kaum behebbare Schwierigkeit ist der Mangel an Fachleuten. Amerika und Rußland rechnen sich gegenseitig vor, wieviele Ingenieure sie im Jahr ausbilden; man hat Angst, überholt zu werden, und tut alles, um den Anreiz zu erhöhen. Man holt Kräfte aus dem Ausland, aber nicht einmal der heutige Bedarf kann gedeckt werden...

Zweitens wird die Automation gern so dargestellt, als hätte dann die Industrie nur mehr menschenleere Hallen aufzuweisen. In Wirklichkeit bleibt noch

genug zu tun; der Freisetzung an der einen Stelle entspricht neuer Bedarf an Arbeitskräften an anderer Stelle. Dieser Vorgang wird als ‚Freisetzungstheorie‘ von manchen Autoren bestritten, aber man hat noch keine gültigen Zahlen gesehen, und im großen und ganzen steht jedem Einwand die Tatsache gegenüber, daß allein die Technisierung die hohen Bevölkerungszahlen in den entwickelten Ländern tragbar macht. So gesehen, bedeutet die Automation nichts als eine Weiterentwicklung im bisherigen Sinn.

Drittens wird die rasche Entwicklung gebremst und eine bedrohliche Arbeitslosigkeit infolge der Automation dadurch verhindert, daß der Arbeitnehmer heute nicht mehr hilflos und allein dem mächtigen Einzelunternehmer gegenübersteht, sondern mächtige Organisationen auf beiden Seiten jeden Schritt der Entwicklung sorgfältig studieren. Die Gewerkschaften sind nun keineswegs grundsätzliche Gegner der Automation; der amerikanische Gewerkschaftsführer Walter Reuther beispielsweise hat erklärt: ‚Wir in der Arbeiterbewegung von heute haben keine Beschwerde über die Automation. Wir werden es nicht zulassen, als Gegner der Automation hingestellt zu werden. Wogegen wir sind, das ist der Geist des Industriellenverbandes.‘ Die Diskussion hat sich also vom technischen Problem auf das menschliche verlagert. Aus der Natur der Verhältnisse heraus wird die Gewerkschaft bremsend auf die technische Entwicklung einwirken, und es besteht sogar die Gefahr, daß des Guten zu viel getan und zur Rettung des Augenblicks die Zukunft geopfert wird.

Der vierte Grund für die Verlangsamung der Automation sind die hohen Kosten. Vorderhand kann nur die Massenproduktion in Betracht gezogen werden, weil nur bei ihr die Investitionen wieder hereinkommen können. Die hohen Kosten sind also außerdem mit einem gewissen Risiko belastet...

Die fünfte Ursache für eine, wenn auch nicht geruhssame, so doch ruhige Entwicklung, ist das grundsätzliche Mißtrauen, das der vorwiegend mechanische Betrieb der heutigen Industrie der Elektronik gegenüber zeigt — nicht ganz ohne Berechtigung, denn die Verfeinerung der Betriebsmittel bedeutet zu Beginn ja doch eine erhöhte Störanfälligkeit.“ (*Hochland*, April 1957).

Harry Pross

Der ist Torero!

Erzählung

Es wurde gleich auf einen Stuhl gedeutet, als ich eintrat, auf eines dieser gebrechlichen Stühlchen, die im dunklen Hausgang aufgereiht und von der Gasse her durch die offene Tür zu sehen sind. Die Leute besuchen sich im Vorübergehen, nehmen dort Platz ohne einander in die Gesichter zu schauen — und schwatzen. Sie reden katalanisch.

— Muß abreisen, morgen — sage ich, gestammelt, auf spanisch. — Meine Schuhe, bitte. —

Der Schuster überhört es einfach. Aber die Frauen werden ärgerlich. Die mit den Pfefferschoten im Korb sieht mich streng an:

— Corrida, Señorita, corrida de toro. —

— Morgen —, sagt die Bärtige. — Große Arena von Barcelona. —

— Schuhe! — Ein Blick zur schwarzen Decke, der Madonna zugedacht, von Pilar, der Fischhändlerin. — Übermorgen, Señorita. Übermorgen. —

Zum Glück ist auch Asuncion vom Bahnübergang da. Sie sitzt zehn Stunden täglich unter einem winzigen Dach aus geflochtenem Schilf neben dem Bahnübergang. Es kommen ja nur sechs Züge am Tag, aber es könnte auch mal was anderes kommen auf den Schienen, wer weiß.

— Ein Extrazug mit Franco. — Der Schuster grinst. Aber Asuncion spuckt aus. Sie ist Katalanin. Die haben damals bis zuletzt Widerstand geleistet. Sechsmal schiebt sie das Törchen zu und auf und beruhigt die fluchenden Treiber auf den Eselskarren. Die Räder mahlen so mühsam durch den Sand, sind nicht leicht wieder in Gang zu bringen. Zwei Meter Spitzen klöppelt sie unter ihrem Dächlein, und auch jetzt im dunklen Hausgang des Schusters klöppelt sie noch.

— Lassen Sie die Schuhe, Señorita — redet sie mir gut zu. — Sie haben ja schöne Schuhe an den Füßen. Lassen Sie die Abreise. Übermorgen. Morgen ist Corrida de Toro. —

Ich sehe das schließlich ein, und alle sind sofort versöhnt.

Wir treffen uns auf dem Bahnhof, das heißt: an der Stelle zwischen Lattenzaun und Tunnel, wo der Zug für ein paar Minuten verpustet. Das ganze Dorf trifft sich da. Der Schuster hat ein weißes Hemd an, blendend weiß, Öl im Haar, den schwarzen Hut am Gürtel hängen. Er schaut mich flüchtig an: na also. Und Asuncion hält zwei Enkel an den Händen. Das kleine Mädchen hat ein gestärktes Röckchen. Das ist mit der Spitze gesäumt, die Asuncion am Bahnübergang geklöppelt hat.

Alle sind etwas ungeduldig. Man merkt es nur daran, daß sie alle in der gleichen Richtung schauen. Nicht nach dem Tunnel, wo der Zug herauskommen soll. Der wird schon kommen. Man hört ihn pfeifen in Arenys de Mar.

Sie warten auf Maria Nives.

Maria Nives ist die Cousine zweiten Grades von Manuel. Ihr Vater und Manuels Mutter haben zusammen die Fische in die Körbe sortiert, und sie selbst hat manchmal mit Manuel auf der Hausschwelle Würfel gespielt. Aber meistens übte er „Stierkampf“. Ein Junge mußte mit gesenktem Kopf auf ihn zustürzen. Er blieb stehen und wich im allerletzten Moment mit einem leichten Schwung aus der Hüfte dem „Toro“ aus.

Ja, Manuel ist aus dem Dorf. Und Manuel wird heute der zweite Torero sein. Nicht der erste — noch nicht. Der erste ist der große Fernandez von Sevilla. Den kennt ganz Spanien. Darum wird diese Corrida so groß aufgemacht. Sogar im Dorf kleben Plakate, auf denen Fernandez im Hechtsprung über den Nacken des Stieres hinwegfliegt und die Capa, der rote Fetzen, dem Stier über Augen und Hörner gleitet. Daß es Fernandez ist, sieht man an dem roten Gewand. Fernandez zeigt sich immer in Rot.

Aber das interessiert hier auf dem Bahnsteig keinen Menschen. Die wollen Manuel sehen, den Jungen, achtzehn Jahre alt, schmal wie ein Bambusrohr. Seine Eltern sind schon vorausgefahren. Weil seine Mutter ihm die Nackenlocke drehen wollte, die schöne schwarze.

Und nun kommt Maria Nives. Endlich.

— Sie hat sich geschminkt, — flüstern die Frauen. — Das hätte sie nicht tun sollen. —

— Laß gut sein. Für Fernandez schminken sie sich auch. —

Ihr kleines Gesicht ist verborgen hinter dem riesigen Blumenstrauß. Die Frauen hatten so viele Blumen bei Don Miguel abgegeben, daß er die meisten der Madonna vor die zierlichen Füße legen konnte.

— Seid doch zufrieden. Wenn die Mutter von der Säule nicht hilft, kann Euer Manuel nichts gewinnen. —

In Wirklichkeit war Don Miguel glücklich, weil er in seiner Kirche lange nicht mehr so viele Blumen gehabt hatte. Maria Nives hätte ihm gern noch welche abgegeben. Der Strauß ist viel zu groß für sie. Aber die Leute wollen ihn so.

Maria Nives fährt in der Polsterklasse. Über ihre Knie hat sie ein Tuch gelegt, darauf die flammenden Gladiolen, Chrysanthemen. Pedro, der Schuster, sitzt neben ihr, weil er ein Onkel von Manuel ist. Er hat eine Zeitung auf ihren Sitz gebreitet, wegen ihres weißen Rockes. Sie sprechen kein Wort. Der Tag ist feierlich. Alle anderen kämpfen im Holzwagen mit den Fenstern, die nicht schließen wollen, Ruß setzt sich in ihre schwarzen Mantillas. Am Meer entlang stampft der Zug, hält, verschnauft, pfeift und stampft weiter — zwischen Fabrikmauern, schließlich in den gähnenden Bahnhof von Barcelona hinein.

Die Dorfleute haben ihre Plätze ganz oben in der Arena, auf der Sonnen- seite natürlich, weil es da billig ist. Sie haben Glück, die Sonne scheint gar nicht, und man sieht von da oben genau so gut wie die Reichen unten im Schatten — wenn es welchen gibt.

Maria Nives muß unten bleiben. Die Polizisten mit den Lackhüten lachen und wollen sich jeder eine Chrysantheme abbrehen. Maria Nives nimmt sich verzweifelt vor, nicht zu weinen, wegen des Lippenstiftes. Und Onkel Pedro bleibt ja auch in der Nähe. Onkel Pedro, der Schuster. Weil er verwandt sei mit Manuel, — der Onkel, ja — müsse er hier unten bleiben, ganz

nahe an der Bretterwand, hinter der die Toreros stehen. Die mit den Lackhüten sahen das ein.

Von der Sierra y Conca kommen die Stiere, beste Stiere selbstverständlich für Fernandez von Sevilla. Und die Marquesa Concepcion de Gualda y Carvela ist eine berühmte Züchterin. — Die Elite des Jahres heute in der Arena — verkünden die Plakate.

Und der erste, der ihnen entgegentritt, soll Manuel sein. Maria Nives zittert, als sie seinen Namen hört. Der Stadtpräfekt hat das Spiel eröffnet. Für einen Augenblick sieht Maria Nives noch andere Blumensträuße über den Köpfen schwanken. Gegenüber, auch gleich oberhalb der Rampe, ist ein herrlicher, weiter oben noch zwei kleine. Ob die Mädchen sehr schön sind? Ach, sie selbst ist so klein. Der größte Strauß ist gewiß für Fernandez von Sevilla. Er muß wohl den schönsten haben.

Aber zuerst kommt Manuel. Er schreitet auf die Loge des Präfekten zu, Dolch und Capa unter dem Arm. Wie schön die Locke in seinem schmalen Nacken liegt. Und sein Gewand ist weiß mit goldenen Litzen. Fernandez trägt rot. Aber dieser da, der Jüngste, sollte weiß haben.

Sie haben sich lange darum gestritten im Dorf. Dabei konnten sie es gar nicht entscheiden. Der Manager macht das alles. Maria Nives hat noch nie einen Manager gesehen.

Sie weiß nicht genau, ob sie Manuel liebt. Alle lieben ihn, das ganze Dorf liebt ihn. Und sie, Maria Nives, liebt ihn — vielleicht — noch ein bißchen mehr. Aber sie ist fünfzehn und erst seit kurzem so hübsch. Manuel hat sie noch gar nicht recht angesehen. Wenn er zuhause erscheint, hat er immer einen Haufen Leute um sich. Er trägt dann einen schwarzen Hut, unter dem die Locke hervorschaut zwischen Krempe und Kragen, und er erzählt immerzu von seinem letzten Kampf. Dabei springt er und stößt, führt einen wahren Tanz auf, daß die Leute immer einen weiten Kreis um ihn bilden müssen. Ja, Manuel ist schön. Und mutig ist er. Unglaublich mutig.

Der Stier ist schon in der Arena. Es war nichts Großartiges an seinem Auftritt. Er schoß aus seinem Verließ hervor, blieb stehen — alles um ihn her brüllte und wogte — begriff sofort, daß er hier keinen Freund zu erwarten habe. Er trottete einmal um die Arena herum und schnüffelte friedfertig an den wattierten Pferden der Picadores. Da bohrte sich die erste Lanze tief in sein Fleisch, Blut sprudelte aus dem mächtigen Nacken. Eine zweite Lanze. Die Picadores ärgerten sich. Blut schoß in den Sand. Der Stier war nur schmerzlich verwundet. Die Leute piffen und lachten. Der Stier wollte in sein Verließ zurück.

— Warum lassen sie ihn nicht laufen? — Maria Nives ist es ein bißchen übel. Nicht, weil sie kein Blut sehen kann, Maria Nives ist Katalanin. Das Tier blutet einfach und rührt sich nicht.

— Laufen lassen? Was meinst Du, was der gekostet hat? Warte, Manuel bringt ihn auf Touren. Warte, bis Manuel kommt. — Aber im Stillen ärgert Onkel Pedro sich schwarz.

Die Banderilleros hüpften herbei, schmückten den Stier mit den schmerzhaften bewimpelten Haken. Der Toro versuchte sie abzuschütteln, aber es tat nur weh: Da sah er seine Peiniger traurig aus blutunterlaufenen Augen an. Und es sprudelte weiter rot aus seinem Nacken. Die Leute heulten vor Wut.

— Warum kommt er nicht? Warum wartet er denn noch? — Maria Nives vergaß ihre Blumen. — Onkel Pedro, warum? —

— Ist noch nicht so weit, der Toro. Siehst Du doch. —

— Oh, Onkel Pedro, der stirbt ja bald. —

— Geschieht ihm recht. Saustier das. —

Plötzlich war Manuel da. Ganz dicht bei Maria Nives stand er, noch von der Rampe geschützt. Einen Augenblick lang sah er sie an. Maria Nives glaubte, man sähe ihr Herz gegen die Bluse schlagen. Aber Manuel erkannte sie gar nicht. Seine Augen waren kalt und böse. — Solche Augen hatte er? So kalte böse Augen? Heilige Madonna, und den Dolch in der Faust. — Sie sah die Hand, die ihn hielt. Eisern.

Mit einem Satz stand er vor dem Stier.

— Manuel. Manuelito. Jag ihn. Hetz ihn. Gibs ihm. —

Ganz oben, wo die vom Dorf saßen, schwangen Hüte und Tücher.

— Den legt ein Dreijähriger um. Leicht — sagt ein Mann hinter Maria Nives. — Faules Aas. —

Der Stier drehte Manuel das Hinterteil zu und ging traurig davon. Die Wimpel schwankten auf seinem zerfetzten Nacken.

Manuel begann zu tanzen. Er sprang, schoß vor den geblendeten Augen des Toro wie ein Pfeil durch die Luft. Die Capa zuckte, wehte im Schwung. Der Stier wußte längst, daß ihn dieser nicht lebend aus der Arena entlassen würde. Er wartete geduldig auf sein Ende.

Manuel rollte sich vor ihm am Boden. — Mut hat er — sagten die Leute. Maria Nives drehte ihr Taschentuch in feuchten Fingern. Pedro, der Schuster, trommelte mit beiden Fäusten auf die Balustrade. Vor Wut.

— Elende Zucht, Conca y Sierra. Feiges Vieh. —

Plötzlich drehte der Stier sich zweimal im Kreise — er sah nun wohl gar nichts mehr außer dem Zucken der Capa — und schoß auf Manuel zu.

— Endlich. — Die Leute atmeten auf. Bereit in Beifall überzugehen. Maria Nives drehte ihr Taschentuch. Manuel stand unbeweglich. Ein leichter Schwung aus der Hüfte, der Stier schoß um Millimeter an ihm vorbei.

— Manuel! Gut so! — Aber das waren nur die ersten Rufe. Die anderen hatten nicht Zeit einzustimmen.

Der Stier dreht sich noch einmal um sich selbst und bricht vor Manuel in die Knie. Der breitet seine Arme aus und hebt die Schultern: — Ich kann nichts dafür. — Und stößt dem Tier das Messer zwischen die Schulterblätter.

Die Leute zündeten Zigaretten an und kauften Bonbons. Mit gesenktem Kopf ging Manuel langsam aus der Arena.

— Und meine Blumen? — fragte Maria Nives leise.

— Ach, zum Teufel mit den Blumen. Verdammtes Pech. — Da sah Onkel Pedro, daß sie weinte. — Na, warte doch, Er kommt ja noch dreimal. —

Sie stieß den Strauß vom Steinsitz und trat danach.

— Hallo, hallo, Mädchen. Es kommen noch sieben Stiere! — Die Leute um sie herum lachten. Maria Nives riß sich von Pedro los und wollte zum Ausgang. Aber sie kam nicht durch. Der nächste Stier war schon in der Arena. Die Picadores waren vorsichtiger wegen Fernandez von Sevilla. Als der erschien, klatschten die Leute wie verrückt. Einmal mußten sie sich austoben. Aber geschehen war noch gar nichts. Und dann ging es auch mit dem großen Fernandez nicht viel besser. Der Stier war müde.

Die Leute langweilten sich, manche wollten schon gehen. — Nichts mit Conca y Sierra. Feiges Viehzeug. Sterben einfach so darauflos. —

Der zweite wurde hinausgeschleift, zum Metzger, und Manuel kam wieder, weiß, federnd. Einige piffen, andere sagten: — Er konnte nichts dafür. Wollen weitersehen. —

Der Stier ist nicht sehr groß. Dunkelbraun. Die Picadores reizen kaum. Dünne rote Fäden ziehen sich über den dunklen Nacken. Nur Tropfen im Sand. Manuel beugt sich über die Balustrade und ruft auch den Banderilleros zu: — mein Stier —. Sie beeilen sich mit ihren Wimpeln. So ist der Stier noch frisch und ungeheuer erbost, als die Capa ihm entgegenflattert. Auch Manuel ist gespannt vor Wut. Jeder Schritt, jede Geste sitzt. Mit seiner schlanken Gewandtheit verhöhnt er das schwere Tier. Es wird still. Die Leute sind zufrieden. Endlich!

Pedro sagt: — Heb den Strauß auf, Maria. — Aber Maria Nives rührt sich nicht. Auch als sie Fernandez hinter der Bretterwand sagen hört: — Der schafft's, der Manuel! — bleibt sie innen ganz kalt, ganz ruhig. Die Augen wird sie nicht vergessen, mit denen Manuel hinging das todwunde Tier zu reizen.

— Mit diesem Stier jetzt, das ist etwas anderes. Der wehrt sich. Der wird —

Ein Schrei. Ein einziger tausendstimmiger. Manuel wälzt sich am Boden. Der Stier ist an ihm vorbeigerast, wendet sich und donnert mit gesenkten Hörnern auf ihn los. Alles in einer Staubwolke. Was ist denn nur los? Ist er gestürzt, hat der Stier ihn verletzt? Warum springt er nicht auf? — Manuel! — Oder ist es eine unerhört waghalsige Finte? Ja? Bei Manuel ist alles möglich. Aber jetzt muß er doch — er muß doch — Bruchteile von Sekunden noch —

Da stürzt etwas aus der Menschenmauer hervor, ein Knäuel kugelt über die Balustrade, ein Kleiderbündel, gerade dem Stier vor die Hörner. Der verhält, schüttelt sich. Vor ihm springt ein Bub auf die Beine, barfüßig, in Lumpen. Er schwingt ein Stöckchen, daran ein roter Lappen gebunden ist, tanzt vor dem Stier hin und her, schreit: oii toro. Springt und schreit. Und der Stier chargiert. Der Bub hüpfte zur Seite. Der Stier schlägt einen Haken. Chargiert. Der Bub duckt sich — Oii toro — und schwingt seinen roten Fetzen.

Der Stier nagelt das rote Tuch mit den Hörnern in den Sand. Das Stöckchen mit. Nun hat der Bub nur noch sein oii toro und seine fuchtelnden Arme. Und der Stier rast auf ihn zu. Das rote Tuch auf seinem Horn gleicht einer Fahne.

— Torero — schreien die Leute. — Der ist Torero. Nur der. —

Aber der Junge hat nichts mehr, womit er dem Stier zuleibe rücken könnte. — Oii toro — schrill, noch einmal. Dann springt er hinter die Bretterwand, wo die Polizisten bereit stehen.

Flankiert von den Lackbehelmten wird er abgeführt. Vorbei an der Stelle, wo Maria Nives ihre Blumen zertreten wollte.

Plötzlich steht sie vor dem Jungen, in ihrem zerknitterten weißen Rock, die Blumen fest an sich gedrückt. Die Polizisten müssen stehen bleiben. Die Leute, die noch immer schreien: — der ist Torero — machen ihr Platz.

Der Bub ist klein und mager. Sicher ist er fünfzehn. Höchstens. Maria Nives ist auch fünfzehn und klein. Sie sieht ihn an, sieht in brennende Augen, randvoll von Freude und Angst. Da hält sie ihm den Strauß mit roten Gladiolen und Chrysanthemen hin. Die schwarzen Augen erschrecken. Aber die Polizisten lachen und lassen die Arme des Jungen los. Und die Leute rufen: — Nimm doch, Torero. — Da greift er nach dem Strauß und überlegt sich, was er wohl sagen soll. Schließlich fragt er leise:

— Wie heißt Du? —

— Maria Nives. —

— Ich Cristobal. —

— Das ist kein Name für einen Torero. —

— Nein? — Was soll er da noch sagen?

— Komm, komm — die Polizisten fassen ihn wieder an den Armen.

— Ich muß ins Gefängnis. — Er dreht sich im Gehen nach ihr um, weil ihm das noch eingefallen ist.

— Ich besuche Dich da. —

Und schon gerufen, vom Ausgang her : — Bring mir einen Namen. — Und die Leute lachen.

Indessen hat Manuel sich gut gehalten, trotz der Wunde an der Schulter hat er dem erbosten Dunkelbraunen elegant das Messer in den Nacken gestoßen. Aber niemand hat mehr recht hingeschaut.

Maria Nives fuhr in der Holzklasse heim, zerknittert und glücklich, und hörte nicht auf das, was die Leute vom Dorf über Manuel redeten. Ich traf sie da mit Pedro, dem Schuster. — Ach, die Schuhe der Señorita — sagte er zerstreut. — Mañana. — Dann schüttelte er den Kopf und sah mich herausfordernd an: — Cristobal! Ist das vielleicht ein Name für einen Torero? —

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Moderne Kunst gibt es nicht . . .

Unter dem Titel: „Zur Kunst dieser Gegenwart“ (Tübingen 1956, Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, 138 S., DM 7,50) erschien ein Buch von Theodor Heuß. Seine Baden-Badener-Rede vom September 1956 steht im Mittelpunkt der Betrachtungen. „Die Tonlage dieser Rede ist sehr persönlich, ja subjektiv — das ist auf der einen Seite ihr unmittelbarer Reiz, auf der anderen Seite mag sie als Aufforderung wirken für eine klärende, auch für eine polemische Auseinandersetzung.“ Wenn einem Buch eine solche Aufforderung gleich auf dem Waschlappen mitgegeben wird, dann ist dies für den deutschen Büchermarkt überraschend — Bücher werden fast immer in Superlativen angezeigt. Inzwischen hat auch die Kritik diese Unsitte übernommen. Nur ein Autor, der eine Meinung zu vertreten weiß, wird sich in einer so sympathischen Art seinem Publikum stellen . . . Superlative sind zumal auch der Tod jeder fundierten Äußerung — darum haben sie sich wohl eingebürgert.

Gleich zu Beginn klärt Heuß, daß Kunst nichts mit Mode zu tun hat, daß der Grundsinn beim „modus“ liegt — als Maß gedeutet. Es zeigt, wie weit wir mit allem Gerede über „moderne“ Kunst gekommen sind, wenn solcherlei erst vermerkt werden muß. Menzel und Marées sind nie von diesem Begriff „belästigt“ worden: Ist aber Leibl der dritte große Meister des deutschen 19. Jahrhunderts? Hier hätte der Rezensent lieber den frühen Trübner, seinen „Mohr“ und das „Porträt einer Frau in violetter Seide“ (Städel, Frankfurt) erwähnt gefunden.

Der real vorliegende Raum: nach Heuß „die Wirklichkeit“, bleibt bei Leibl für den Beschauer eine vom vorderen Bildplan in die Tiefe gehende räumliche Offerte, man vergleiche sein „vielgelobtes“ Kirchenbild. Demgegenüber bleibt Rembrandt: „Jacobssegen“ Erlebnis aus Wirklichkeit, also Neubildung. Künstler und Beschauer sterben in ihrer räumlichen Existenz im Motiv, und die räumliche Wirklichkeit des Motivs erstirbt im Relief und kosmischer Expansion — das goethesche „Stirb und Werde“ erweist den Nenner und eigentlichen Fundus schöpferischer Neubildung. Vielleicht wird dies klarer an Leibl und Holbein, wenn man hier den typischen Unterschied zwischen Sensitivismus in der Kunst und Energetikismus unterscheidet. Sensitivismus: der Künstler steht vor dem Objekt: bleibt in sich — er kann nur fühlen — es bleibt immer eine äußere Bildfläche: vier Meter gleich vier Meter. Ist beispielsweise bei Holbein, das „Porträt des Goldschmied Gyze“ (Berlin), nicht *mehr* entstanden? Aus dem Stück Welt, das ihn anregte, ist zuletzt ein kosmisch in sich ruhender Komplex geworden.

Es ist tatsächlich schade, daß Paul Ferdinand Schmidt sein Alterswerk „Geschichte der modernen Kunst“ nennt. Sie beginnt für Schmidt und Meier-Graefe mit Courbet, für eine jüngere Generation mit Cézanne, der oft wegen seines Farbklanges geschätzt wird. Heuß stellt fest, daß er wegen seiner Tektonik zu schätzen ist. Cézannes „Todrücken“ ist am Ende Kunst des Sichtbarmachens, die expansiv wird. Seine Tektonik ist auf Tizian begründet,

kommt von Tintoretto, ist die Schulung an den Venezianern: Cézanne kommt nicht von Greco — wie es Meier-Graefe sagt — nur, Greco kommt auch von den Venezianern.

„Eine ‚abstrakte‘ Malerei gibt es nicht!“ Heuß hat recht: auch wenn es der bewußte Griff ins Wespennest ist. Thesen und Antithesen beleben erst eine erstarrte Szenerie. Nur, müßte man nicht eine solche Ansicht mit mehr als ein paar Sätzen erklären? Heuß bleibt an dieser Stelle zu literarisch. Alle alte Kunst ist in der Tat abstrakt — wenn auch auf anderer Ebene. Wenn man es so ansieht, daß das Ich des Künstlers das Unsterbliche als *Ursprung* in sich erkennt — und jedes Stück Welt zur kosmischen Neuformung bringen kann — wenn die Selbstaufgabe des ablaufenden Lebens im Ich des Künstlers zur Befähigung wird — wenn wie bei van Gogh jedes Real-Motiv zum neuen kosmischen Phantom erstellbar wird — wenn bei van Gogh 30 *scheinbare* Neubildungen zu 30 kosmischen werden, die sich weit voneinander unterscheiden — dann kann man das einen abstrakten Zustand nennen. Wenn wie bei Mahomet dem Herrn der Erden die Dirne zur Liebenden wird — wenn die Demut im Ich des Künstlers sich in seinen produktiven lebendigen Sinnen amateriell auflöst und das Motiv, sei es noch so literarisch, allseitig zertrümmern kann, dann produziert die an unsterbliches Leben angeschlossene Potenz seiner Sinne jenes Phantom aus — sagen wir ruhig — abstrakter: unstoffgebundener Grundeinstellung in seiner geistigen Ehe (Plato) mit dem Motiv.

„... Daß ich Kandinsky, gewiß nicht historisch in seiner suggestiven Intellektualität, aber in dem künstlerischen Eigenrang arg überschätzt finde.“ Das zu hören tut gut. Man wagt es doch kaum, einen „Liebling“ der „Moderne“ anzutasten. Es könnte ja leicht jemand glauben, man wäre nicht „modern“: gehöre zu jenen, von denen man nicht mehr spricht: heute nicht mehr spricht: aber morgen? Es ist das ewige Problem künstlerischer Werte: Darstellen und, in der Darstellung bannend, *es* überwinden. Wenn wir an Kandinskys „Roten Fleck“ denken, ein illustriertes Chaos über banalem Motiv, möchten wir ihm noch mehr absprechen. Als kosmisch geordnetes Chaos erscheint eine „Mona Lisa“.

Bei Macke irrt Heuß wohl, wenn er in ihm nur einen menschlichen Nachbarn zu Marc sieht. Und Marc überschätzt auch er — Marc ist eingängig wie Rilke-Verse — es kommt hinzu, daß man bei Marc allzu leicht der Gefahr unterliegt, das „Tragische eines zu früh Abgebrochenen“ zu sehen. Boshaft möchte man sagen: Es könne einem Künstler nichts Besseres widerfahren, als daß er früh sterbe! Im Literarischen ist man gerade dabei — wieder sind Biographien „entscheidend“: man scheint aus dem herrlich-köstlichen Bumerang Forestier nichts gelernt zu haben, schade — E. G. Winkler zu überschätzen (DR 3/57). Es ist das Dekorative bei Marc — was besticht, das stark graphische Element, was immer wieder — auch in der jüngsten — deutschen Malerei dominiert. Hat Hölzel „Großes geschaffen“? Die Auseinandersetzung mit dem — was Heuß zu Hölzel sagt — würde eine Einzeldarstellung erfordern, die uns nicht allein Raummangel, auch die Fraglichkeit seiner „Größe“ verbietet. Oder ist das — was Heuß über Hölzel sagt — zynisch gemeint? Vielleicht sind wir zu argwöhnisch: Doch sind es gerade immer wieder die vielen kleinen Boshaftigkeiten bei Theodor Heuß, die

gefallen, ja imponieren. Man hat hierzulande vergessen, mit streitbaren Geistern umzugehen.

Welch treffliche Ironie steckt in einem Satz zu Vermeer: „Ich nehme an, daß es gut gemalt ist, sonst würde es nicht im Mauritshuis im Haag hängen.“ Ein Mann, der eine Meinung zu vertreten weiß, darf sich Boshaftheiten erlauben: Es ist kein „Verlust der Mitte“. (s. z. Hans Sedlmayr's „Revolution“ auch Max Rieser in DR 3/57.) Nur warum spricht Heuß bei Vermeer und Rembrandt von Bildern „halbnovellistischen Charakters“, auch wenn er es noch so vorsichtig tut? Wir folgen ihm auch nicht, wenn er von der „Palette des Jan Vermeer“ spricht. Palette: Warum nicht Tektonik? (s. Leibl zu Rembrandt als Parallele oder Leibl zu Holbein.) Es ist doch ein Kaputtgehen des Raums: Und heute hat man völlig verstofflichte Themen. Es ist doch bei Vermeer Phantombildung eines kosmischen Neuraums anstelle der Realwirklichkeit, wenn die Vernichtung der dritten Dimension zum schwingenden Relief der nun neugeformten Kunstbildebene zwingt. Höhlenzeichnungen sind auch nicht im Sinne Baumeisters abstrakt: diese Signen sind nur durch das Erleben möglich, es sind keine baumeisterischen Träume: diese „Zeichen“ sind nicht intellektuell. „Die Gegenwart ringt um ihre Gestalt.“ Aber sie kommt nicht um Konstanten herum. Banal hieße es: Inhalt und Form bleiben immer kongruent. Und wie skeptisch, ja überlegen ungläubig, verhält sich ein Denker wie Heuß gegenüber dem Gerede vom Verfall. Er findet Sätze wie, daß „Spengler seine geistreichen und schriftstellerisch so glänzenden Geschichtskonstruktionen *anbot*... Die Geschichte hat die spielerische Eigenschaft, ihre normierenden Philosophen, die euphorischen und die depressiven, durch unerwartete Spontaneitäten zu ärgern.“ Wie parodistisch geht er mit jenem Wilhelm Ostwald ins Gericht, der einmal von Farben redete: man hat es inzwischen längst vergessen.

„... Die Blumen blühen und verblühen, sie wissen nichts von dem, was ihr biologisches Wesen ist, Menschen gehen und vergehen; manche lasen in der Zeitung, daß sie ein System von Elektronen sind, immerhin ein kompliziertes —, hat die Welt darauf gewartet, daß der ‚Künstler‘, indem er von der naiven Sinnhaftigkeit (das könnte man auch auf Baumeister münzen: den Heuß etwas behutsam behandelt) ‚abstrahiert‘ oder nachdem er von der diffizilsten Mathematik sich belehren ließ, dem neuen Äon Sichtbarkeit und Symbolkraft leihe? Das ist, scheint mir, im Ausgangspunkt eine Verschiebung der geistig angemessenen und sauberen Grundhaltung.“

Heuß wird auf den Seiten 43 und 44 seines Buches noch dramatischer: „Aufgabe und Schicksal der ‚Technik‘ ist, zu ‚veralten‘, der ‚Eigen-Sinn‘ der Kunst steckt in ihrem Wesen und Anspruch, *nie alt zu werden*, immer gegenwärtig zu sein. Es handelt sich um zwei völlig geschiedene Bereiche. Ich will es sehr deutlich sagen: Technik ist immer ‚fortschrittlich‘, das ist ihr eingeboren, sie hat zu entwerten, was war. Kunst ist nie ‚fortschrittlich‘, sie lebt — es klang vorhin schon auf — aus der Beimischung, mag sie auch bescheiden sein, des Ewigen...“ Das möchte man manchem ins Lehrbuch schreiben, trotz „resigniertem Bewußtsein“, wie es Heuß formuliert. Wir möchten sagen: Die Lokomotive wird nie zum Kunstwerk.

„Wiedersehen mit OK“ und „Zur Ästhetik der Karikatur“ sind zwei weitere Arbeiten in diesem Buch. Zur Zürcher Ausstellung Kokoschkas von

1947 schrieb Heuß: „...eine Entwicklung seiner Palette, die eine gewisse Parallele zu der Liebermanns bildet.“ Vielleicht nur in der Wirrnis des äußerlich verstandenen van Gogh — treffen sich mit reduzierter Palette farblich Liebermann und OK. Eines seiner besten Bilder scheint uns die Ansicht Venedigs zu sein, es ist vollendet „zusammengedrückt“, eine Erinnerung an Sorrent hingegen ist wieder allzu salopp hingesetzt. Wir glauben, daß OK nicht so kraftvoll — eher nervös — ist, wie er erscheint. Und doch, Kokoschka besitzt die Stabilität eines erratischen Blocks — und steht — unberührt durch jegliche „moderne“ Technik...

Horst Bingel

Betrachtungen eines Unpolitischen

Dieses oft mißverstandene und viel verleumdete Bekenntnisbuch *Thomas Manns*, das Erika Mann mit einer sympathischen Einleitung nach beinahe vierzig Jahren jetzt wieder herausgegeben hat, verdient eine genauere Analyse, als sie hier möglich ist (Frankfurt/M. 1955, S. Fischer. XXVI, 581 S. DM 24,—).

Von Anfang an war Thomas Manns dichterisches Schaffen „sündig-individualistisch“ gewesen, wie er es nannte, das heißt: der Problematik zugewandt, die seine eigene Existenz betraf: dem Problem der Späte, der Dekadence, des Pessimismus, der Fragwürdigkeit des Schriftstellertums, des Unverhältnisses von Geist und Leben, des Nihilismus und seiner Überwindung durch eine „Möglichkeit sittlicher Entschlossenheit jenseits der tiefsten Erkenntnis.“ Als während des Ersten Weltkrieges das politische Problem, das Problem der Politik sich ihm von außen her aufdrängte, wurde er sich verwirrt, ja verstört dessen bewußt, daß sein „Kritizismus sich von jeher auf das Leben, nicht auf irgendwelche politische Fatalitäten“ bezogen hatte. Er glaubte, ein unpolitischer Dichter zu sein — irrtümlicherweise, wie er später bekannte, da in jeder, auch in einer unpolitischen Haltung „Politik“ stecke. Erschüttert, wie er war, suchte er nach „unpolitischen“ deutschen Eideshelfern und glaubte sie in seinen Erziehern Schopenhauer und Nietzsche zu finden (über die er später anders zu urteilen sich genötigt sah) und in Goethes Distichon:

„Franz tum drängt in unsern verworrenen Tagen, wie ehemals Luther tum es getan, ruhige Bildung zurück.“

Darum glaubte er verallgemeinernd sagen zu dürfen: „Der deutschen Humanität widerstrebt die Politisierung von Grund aus, es fehlt tatsächlich dem

deutschen Bildungsbegriff das politische Element.“ (Was er damals zu seiner Rechtfertigung sachlich feststellte, hat er später bei genauerem Nachdenken als das eigentliche deutsche Verhängnis erkannt.)

Er fand in sich allerlei geistige Gründe für seine Auflehnung gegen alle Politik — sehr komplizierte Gründe, die hier nur auf recht vereinfachte Formeln gebracht werden können.

Ein Künstler, ein Dichter, so schien es ihm seit den Tagen des „Tonio Kröger“, steht auf eine schmerzlich-tragische Weise außerhalb des Menschlichen, er wäre sonst nicht versucht noch fähig, „es zu spielen“. Er könne sich nicht auf Meinungen und gar politische Meinungen festlegen, er bleibe „ein Abenteurer des Gefühls“, schlüpfe in immer andere Lebensformen hinein und spreche aus gegensätzlichen Seelen. Nur so könne er epische Objektivität erreichen, jene dichterische „Plastik“, der gegenüber alles bloß Gesagte bedingt, einseitig, angreifbar, ja unförmig sei. Darum nehme ein Künstler die Sonderformen des Intellektuellen „niemals ganz ernst“. Während er die „Betrachtungen“ schrieb, war Thomas Mann sich des merkwürdigen Selbstwiderspruchs dieser „Künstler-schrift“ bewußt: ein Künstler schrieb sie, „der nicht gewohnt ist zu reden, sondern reden zu lassen, der also reden läßt auch dort, wo er unmittelbar selber zu reden scheint und meint“, so daß allem darin Gesagten etwas wie „Spiel, Artisterei, Über-der-Sache-stehen, ein Rest von Überzeugungslosigkeit“ anhafte.

Auch als Moralist konnte er sich nicht mit der Politik befreunden, sie schien ihm den Menschen doktrinär, unduldsam, selbstgerecht, „tugendhaft“ zu machen, während sein Ethos zu Zweifel und Selbstanzweiflung neigte. Als Philosoph sagte er: „Der Mensch ist nicht

nur ein soziales, sondern ein metaphysisches Wesen“, und das Überindividuelle mit dem Sozialen zu wechseln sei eine philosophische Flachheit; „Trägerin des Allgemeinen“, des „Metaphysisch-Überindividuellen“ sei nicht die Masse, sondern die Persönlichkeit. Als Pessimist fand Thomas Mann den optimistischen Fortschrittsglauben der Politik, den schwärmerischen Glauben an den „Menschen“ ungenießbar; hatte nicht Schopenhauer vom „ruchlosen Optimismus“ gesprochen? „Das Glück“ sei weder erreichbar noch wünschbar. Die Politik sei durchprobiert in allen ihren Formen und blamiert bis auf die Knochen. Versöhnung könne der Gesellschaft nicht vom Sozialen her kommen, sondern nur von metaphysischer Religion und Bildung.

Darum graute ihm vor einer allgemeinen Politisierung. Seine Formel „Politik als Verdrängerin der Musik“ erweist seine Haltung als Ausdruck romantischer Philosophie, einer verspäteten Romantik, wie er wußte und betonte. Er betonte aber auch: „Ich bin nicht Partei, ich bekämpfe nicht die Demokratie.“

Dennoch glaubten nach der Revolution von 1918 viele engstirnig-rückgewandte Konservative, die die neue Republik leidenschaftlich bekämpften, ihn als ihren Gesinnungsgenossen ausgeben zu dürfen. Hatten sie in den „Betrachtungen“ nicht gelesen, daß er seinen Konservatismus, einen „freien, wissenden, zarten, geistigen, mit einem Wort: ironischen Konservatismus“, von allem „robust-autoritativen“ unterschied? Sie konnten dort auch lesen: „Ich hüte mich, gegen Zeitnotwendigkeiten zu revoltieren, und beweine nicht das Abgelebte.“ Und: „Konservativ? Natürlich bin ich es nicht. In Fällen wie meinem begegnen sich destruktive und erhaltende Tendenzen.“ Thomas Mann zögerte nicht, diese Leute von sich abzuschütteln, und nach der Ermordung Walter Rathenaus durch „völkisch simple“, „völkisch ungeschlachte“ Vorläufer der Nationalsozialisten begann er für die Republik zu werben und vor dem neuen Nationalismus zu warnen. Als der Nationalsozialismus sein völkisch-fanatisches Haupt erhob, denunzierte er ihn als den Feind des Deutschtums und der Menschheit. Während Millionen sich an den Vokabeln „nordisch, rassisch, völkisch, heldisch“ berauschten und das Land immer mehr verwilderte, wurden

Thomas Manns Warnungen immer eindringlicher, in deren letzter, nach der neu begonnenen Wiederaufrüstung Hitlers, er voraussagte: „Wehe dem Volk, das, weil es nicht mehr ein noch aus weiß, am Ende wirklich seinen Ausweg in den Gott und Menschen verhaßten Greuel des Krieges suchte! Dies Volk wäre verloren. Es wird geschlagen werden, daß es sich nie wieder erhebt.“ Kann jemand leugnen, daß diese warnende Voraussage sich aufs schrecklichste erfüllt hat? Nach dem Kriege sagte Thomas Mann: „Der Riesenrausch, den wir immer Rauschlüstern uns an dem sinnberaubenden Giftfusel tranken und in dem wir durch Jahre trügerischen Hoch-Lebens ein Übermaß des Schändlichen verübten, — er muß bezahlt sein.“

J. Lesser

Bantusophie

Die Studie „*Bantu Philosophie — Ontologie und Ethik*“ des belgischen Franziskaners Placidus Tempels (Heidelberg, Wolfgang Rothe Verlag. 154 S. broschiert DM 7,80), der bei den Kongonegnern Missionar ist, will die Weltanschauung, die dem Denken und Handeln der Bantuneger zugrundeliegt, begrifflich fassen und uns verständlich machen. Die Originalausgabe erschien flämisch in Antwerpen, die französische Übersetzung in Paris.

Pater Tempels will erklären, daß die Lebensphilosophie der Bantu nicht auf dem statischen Begriff des „Seins“ — wie er dem europäischen Denken geläufig ist — sondern auf dem dynamischen Konzept einer „Lebenskraft“ beruht, die in einer Art Hylozoismus alle Welt Dinge einschließlich der Menschen umfaßt und durchdringt. Über ihr steht als ihr Ursprung: Gott. Die Lebenskraft pflanzt sich durch die Clangründer, die der Gottheit nahestehen, ja mit ihr verschmelzen, in die Gegenwart fort. Tempels, der in der Bantu Philosophie eine Vorstufe zu christlichen, monotheistischen Anschauungen und gewissermaßen eine Vorahnung des Thomismus mit naturrechtlichen Elementen erblickt, neigt der Ansicht zu, daß der Gott der Bantus diese Lebenskraft nach dem Modell der biblischen Schöpfungsgeschichte geschaffen hat. Janheinz Jahn meint in einem Nachwort, die Lebenskraft sei im Bantu-Sinne eher von der Gottheit „gezeugt“, wie Gott als Ahnherr die Ahnen gezeugt hat. Tempels lehnt diese Deutung ab, und er stellt sich auch

bewußt den Auffassungen solcher Anthropologen wie Levy-Bruhl entgegen, die bei den Primitiven ein „prälogisches“ Denken konstatieren. Auf jeden Fall würden die Ansichten Tempels' eine Korrektur der üblichen anthropologischen Theorien im christlichen Sinne bedeuten.

„Der zentrale Wert der Bantu ist die Lebenskraft“ (Seite 21), erklärt Tempels. „Das höchste, ja einzige Glück für den Bantu ist, eine große Lebenskraft zu besitzen, stark zu sein . . . das größte Unglück . . . in der Lebenskraft geschwächt zu sein . . . Krankheit und Tod kommen nicht aus unserer eigenen Lebenskraft, vielmehr von einer stärkeren Lebenskraft außer uns, die uns beeinflusst“ (Seite 23). „Sein ist Kraft und Kraft ist Sein“. Die Kraft kann auf Kraft einwirken, ein Sein beeinflusst ein anderes. Diese Einflüsse von Sein zu Sein hat man „Magie“ benannt. Die Kräfte sind nach Lebensrang und Erstgeburt abgestuft und Gott steht an der Spitze dieser Hierarchie, in die jeder Bantu hineinverwoben ist. Verstorbene haben geringere Lebenskraft, beeinflussen aber je nach ihrem Rang die Lebenden.

Es fragt sich natürlich, ob man auf die Weltanschauung der Bantu den Ausdruck „Philosophie“ anwenden kann, der Abstraktionen bedeutet, die erst in den Hochkulturen auftauchen. Nach Tempels besitzen die Bantu auch eine Ethik, nämlich subjektive und objektive Verhaltensnormen, die sich auf ihre Idee der Lebenskraft stützen. Sie „haben ganz gewiß Begriffe von Gut und Böse“ (Seite 74), die in ihrer Ontologie (von der Lebenskraft) wurzeln. Eine Handlung muß zunächst ontologisch gut sein, um dann auch moralisch gut und rechtlich gut zu sein. Sie kennen keine Trennung zwischen diesen drei Gebieten wie wir. Eine Handlung, die der Lebenskraft Abbruch tut, das Leben zerstört, ist schlecht. Übel, Unrecht bestehen im Anschlag auf die Lebenskraft. Es gibt von Natur böse Menschen, „Zauberer“, die böswillige Lebensvernichtung wollen, gegen die sich die Menschen zur Wehr setzen müssen. Es gibt auch einen bösen Willen, der nur durch Aufhetzung, Provokation entstanden ist. Dieser ist nicht an sich böse, obwohl die Folgen des bösen Willens des „Zauberers“ die gleichen sein können wie die des schlechten Willens des aufgehetzten Menschen. Letzterer muß wieder zu sich

kommen, etwa die Verfluchungen und Verwünschungen zurücknehmen und seinen guten Willen bekunden.

Tempels möchte, daß die Europäer und namentlich die Missionare, die das Christentum lehren, an die wertvollen Elemente der Bantuphilosophie anknüpfen, sie aber nicht vernichten sollen, um die Bantu geistig nicht zu entwurzeln. Nicht nur die Studie selbst ist leistungswert, auch die Nachträge wie z. B. derjenige Professor Dammanns (Universität Hamburg), der einen aufschlußreichen Beitrag zum Wesen der Bantusprachen liefert, die natürlich auch ein bedeutsames Licht auf ihre Ding- und Weltauffassung wirft. *Max Rieser*

Sicherheit für alle

Propheten sind ihrer Zeit immer voraus, sonst wären sie keine Propheten. Entscheidend ist, ob man sie hört in ihrer Zeit und, gerüstet mit ihrer Weisheit, der Zukunft entgegenbaut. Mehr als oft ist es der Nachwelt überlassen gewesen, zu würdigen, was die Vergangenheit in seinem tiefsten Sinne nicht erkannte. *Josef Popper-Lynkeus* war ein

LYRIK UNSERER ZEIT

Eine Veröffentlichung der **NEUEN
DEUTSCHEN HEFTE**. 89 Seiten
Preis kart. 3.50 DM

Diese Sammlung sorgfältig ausgewählter Gedichte, die anlässlich eines Preisausschreibens eingingen, bringt einen Querschnitt durch das lyrische Schaffen der Gegenwart.

Im Buchhandel erhältlich

C. BERTELSMANN

Verkünder vieler Erkenntnisse, die später Allgemeingut wurden oder, in Taten umgesetzt, diesen den Ruhm unerhörter Neuheit erwarben, ohne daß jeweils immer die Quelle ihrer Inspiration, nämlich das Lebenswerk des Sozialphilosophen, Dichters, Physikers und Erfinders Popper-Lynkeus gebührend erwähnt wurde. *Henri I. Wachtel*, ein Österreicher in Amerika, hat es dankenswerterweise unternommen, einen biographisch-anthologischen Band über Popper-Lynkeus und sein Schaffen in der Philosophical Library in New York herauszubringen (162 S. \$ 3,—). *Albert Einstein* hat dem Buche eine Einleitung geschrieben. Sein Titel ist „*Security for All and Free Enterprise*“, zu deutsch: Sicherheit für alle und Handlungsfreiheit. Der englischsprechenden Welt wird durch diese Veröffentlichung nahegebracht, was in der deutschsprechenden, zumindest in Kreisen, längst bekannt war: die Größe und Bedeutung des Popper-Lynkeus'schen Gedankenreiches. Dr. Wachtel ist in seinen erläuternden Einführungen zu den ausgewählten Stücken und in gedrängten Synthesen, die das Wichtigste und Wesentliche aufzeigen, ein guter Führer und Instruktor. Überlegt man, daß den mitteleuropäischen Generationen der Jüngeren und Jüngsten manches literarische und denkerische Krugut aus der Zeit vor dem letzten Kriege vollkommen unbekannt ist, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß Wachtels Buch einen deutschen Verleger fände.

Popper-Lynkeus wurde 1838 zu Kolin in Böhmen geboren. Er starb im Jahre 1921 in Wien. In Wien scharte sich eine Gemeinde von gläubigen Verehrern und Freunden um ihn. In den wenigen Jahren einer progressiven österreichischen Republik wurde ihm in Wien ein Denkmal errichtet und eine Straße wurde nach ihm benannt. Die Nazis beseitigten beides, denn Popper-Lynkeus war Jude. Die Anthologie Wachtels enthält, nebst einem Katalog der Schriften des Denkers und Dichters ein recht vollständiges Verzeichnis der Bücher und Schriften über ihn und sein Werk.

Die Dreifaltigkeit der schöpferischen Persönlichkeit Popper-Lynkeus' läßt sich vielleicht folgendermaßen beschreiben. Er war Ingenieur, Mathematiker, Physiker, Flugwissenschaftler, was ihn zu neuen Ideen und Erfindungen führte, die er in fachlichen Schriften der Of-

Streit-Zeit-Schrift

Herausgeber: V. O. Stomps
Redaktion: Horst Bingel

Die Streit-Zeit-Schrift verdächtigt in satirischen Beiträgen unverblümt literarische „Tugenden“, oder verteidigt sie.

„Hier wird scharf vom Leder gezogen. Das Pikante ist, daß die Herausgeber sich nicht scheuen, ihre Mitarbeiter im gleichen Heft durch boshaft herausgepickte Zitate auf die Schippe zu nehmen. Der Stil der Beiträge ist knapper, aphoristisch zugespitzter Feuilletonismus, eine dolchstoßartige Polemik... Wegen der hochexplosiven Stoffe oder heißen Eisen, die da angepackt werden, greifen wir mit aller gebotenen Vorsicht als Kostprobe ein Stück aus Franz Schonauers „Brief an einen bisher Erfolglosen“ heraus...“

W. Schürenberg in „Sender Freies Berlin“.

„... die schmalste, kühnste Literaturzeitschrift der Deutschen, „Streit-Zeit-Schrift“.“

Richard Kirn in „Neue Presse“, Frankfurt.

„Feinschmecker werden sich schnell um diesen Honigtopf versammeln, weil Spott und Streit als Programm heute nicht gerade häufig sind.“

Kay Hoff in „Rheinische Post“, Düsseldorf.

„... bedeutsame Namen, Gedanken und Meinungen...“

L. M. Färber
in „Hessischer Rundfunk“.

Mitarbeiter der Streit-Zeit-Schrift sind unter anderem:

Hans Bender, Walter Boehlich, Heinrich Böll, Max Bollinger, Hans Magnus Enzensberger, Jean Gebser, Peter Härtling, Herbert Heckmann, Werner Hellwig, Walter Höllerer, Max Hölzer, Ernst Johann, Helmut Lamprecht, Hermann Lenz, Ernst Meister, Paul Schallück, Kurt Sigel, Britta Titel und Werner Warsinsky.

Einzelheft (etwa 80 Seiten, 12 Karrikaturen) DM 2,— - Jahresabonnement (vier Ausgaben) DM 7,—.

VERLAG EREMITEN-PRESSE

Stierstadt im Taunus, Schloß
Sanssourir

fentlichkeit übergab. Er war ein Dichter, dessen „Phantasien eines Realisten“ ihm wohl den weitestreichenden Ruhm erwarben. Das Buch hatte einundzwanzig deutsche Auflagen und wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt, aber in der k. u. k. Monarchie wurde es „aus moralischen Gründen“ verboten. Es enthält dichterische Gebilde von Träumen und Visionen, welche Wachzustände werden, und Erlebnisse im Wachsein, die Traumgebilden gleichen, beides mit der unwillkürlichen Entfesseltheit des Geistes von Konvention und Verschuldung an die Umwelt. Es ist eine Durchleuchtung von Ego und Du, die erschreckt, weil ihr nicht widersprochen werden kann, während die dichterische Sprache der Aussagen den lesenden Hörer oder horchenden Leser mit der Klangsönheit einer Hörselbergmusik einfängt. Sigmund Freud, der große Traumdeuter, hat dem verwandten Genius Popper-Lynkeus Tribut gezollt, indem er ihn als eine Art Vorläufer bezeichnete, von dem er selber nichts wußte, als er sich mit der psychoanalytischen Deutung von Träumen zu beschäftigen begann.

Als Sozialphilosoph hat Popper-Lynkeus mit seinen beiden Schriften „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben“ (1878) und „Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage“ (1912) zwei Grundpfeiler einer neuen Gesellschaftsorganisation geschaffen. Jeder Bürger hat ein Anrecht auf ein ihm von staatswegen garantiertes Existenzminimum bis an sein Lebensende, das er sich durch achtjährige Arbeit im Dienste des Staates erwirbt. Jeder Bürger dieser Gesellschaft hat die Pflicht, den Staat zu verteidigen und eventuell für ihn zu sterben, wenn er angegriffen wird und sein Weitersein behaupten will. Popper-Lynkeus hat sein System, das, als er es veröffentlichte, einer kapitalistischen und imperialistischen Welt utopisch erscheinen mußte, bis in letzte Einzelheiten von Rechten und Pflichten des Individuums und der Gesamtheit durchdacht. Es wäre eine Doktorarbeit wert, festzustellen, wieviel von Popper-Lynkeus zu den staatlichen Wohlfahrtseinrichtungen der demokratischen Staaten Europas beigetragen worden ist, ohne daß er irgendwo als Quellenanreger erwähnt wurde. Er war im weitesten Sinne ein Menschenfreund und in einem engeren der Kämpfer für das Recht des Individuums, sein eigenes Leben unbe-

hindert gestalten und leben zu dürfen. Die großen Geister, die ihn inspirierten waren Montaigne und Voltaire, welcher letzteren er als den Pionier einer zivilisierten freiheitlichen Gesellschaft feierte.

Felix Langer

Aus zwei Welten

Heimatlosgewordene Kontinentale, die über den Kanal geflüchtet sind, sprechen uns gern von ihren Gefühlen der Geborgenheit dort drüben auf dem „mysterious Island“, das sich vielleicht als letztes europäisches Land auch im öffentlichen Leben einen Rest christlicher Kultur bewahrt hat. Der Respekt vor dem Individuum beherrscht den Verkehr der Engländer untereinander. Ausgesprochene Persönlichkeiten, die längere Zeit in dieser wohlthuenden Atmosphäre gelebt haben, wird es immer wieder dahin zurückziehen. So ist es auch dem Künstler-Ehepaar Purtscher-Wydenbruck ergangen: Vor 20 Jahren haben sie sich im stillen Kensington in West-London ein altes schmales Reihenhäuschen als zauberhaftes Studio eingerichtet, von dem drei Bilder in *Nora Wydenbrucks* Lebensgeschichte „*My two worlds*“ (London 1956, Longmans, Green & Co. 200 S. 21 sh.) Zeugnis geben. Einen planvoll angelegten Blumengarten und Glyzinien, die die ganze Gartenhausfront mit lichtem Schimmer bedecken, könnte man auch sonst im Innern der Weltstadt finden, aber dazu einen großen langgestreckten Drawing-room, dessen Wände herz- und auferfrischende, großzügige Fresken zieren, das heißt österreichische Schloßkultur, echte Tierliebe und eine fröhliche Lebensbejahung an das neblige Themseufer verpflanzen, ohne zu kopieren oder zu volkstümmeln. Aus dieser originellen, kultivierten Atmosphäre blickt Nora Wydenbruck, Übersetzerin T. S. Eliots ins Deutsche und R. M. Rilkes ins Englische, auf die ersten sechs Dezentennien ihres unruhigen Lebens zurück, damit zugleich eine kurze Familiengeschichte verbindend: Ihre väterlichen Vorfahren, die Grafen Wydenbruck, waren zunächst tausend Jahre in Westfalen ansässig gewesen, dann zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts an den Kaiserlichen Hof nach Wien gegangen und hatten sich als Militärs oder Diplomaten mit der europäischen Aristokratie verschwägert. Der Vater von Noras Mutter, Fürst Carl Maria Fugger, hatte seinen Urenkeln, Noras beiden

Kindern, jahrelang ein schützendes Dach geboten, während die Eltern in den erschütterten Verhältnissen der Inflationszeit sich eine neue Existenz in England aufzubauen versuchten. Das ist der Hauptinhalt dieser ehrlichen, ja seltsam objektiven Autobiographie: eine seelisch karge, einsame Jugend auf dem mütterlichen Schloß in Kärnten im Schatten der bevorzugten älteren Schwester, voll unerfüllter Liebe zur Mutter. Der Vater ist ständig in diplomatischer Mission im Ausland. Der Erste Weltkrieg zerstört ein kaum begonnenes Hofleben in Wien, gibt aber dann Gelegenheit zu erwünschter Betätigung in Kärnten. Ihr Mallehrer und späterer Gatte, der Zügel-Schüler Alfons Purtscher, verschafft ihr eine Briefverbindung mit seinem Freunde R. M. Rilke, dem sie schon durch eine

Cousine ihrer Mutter, der Prinzessin Thurn und Taxis, innerlich nahegekommen war. Dieser Briefwechsel, von dem hier einige bisher unveröffentlichte Teile in englischer Übersetzung abgedruckt sind, scheinen sie zu eigener literarischer Produktion angeregt zu haben. Doch erst in London unter dem Zwang der Verhältnisse entstehen größere Arbeiten wie ihr Tilman-Riemnschneider-Roman, ihr Mesmer-Buch und die Biographien der beiden Heiligen Theresien.

Tapfer und unsentimental schaut Nora Wydenbruck auf ein Leben zurück, das sie sich aus den Trümmern einer hohen traditionellen Kultur Seite an Seite mit einem vortrefflichen Mann und Künstler mit eigenen Kräften aufgebaut hat.

Fritz Homeyer

CARL HAENSEL

PROFESSOREN

448 Seiten. Leinen 18.- DM - Ein Gesellschafts- und Familienroman mit kritischen Akzenten aus der Welt der Universitätslehrer und Fakultäten mit ihrem Forschen und Ringen um die Formung des künftigen Menschen; von Festtag und Alltag und vom Weggang der Studierenden in der Universitätsstadt Marburg vor dem ersten Weltkrieg. Die Lebensodyssee des Privatdozenten v. Rothkegel, der als Außenseiter 1914 ins Ausland geht und erst nach vierzig Jahren aus dem Bann der Technik und der großen Banken Amerikas in die akademische Laufbahn zurückfindet. Das eigentliche Anliegen des Buches: Beste akademische Tradition deutscher Wissenschaft über die Kluft zwischen zwei Weltkriegen hinüberzutragen in unsere von neuen Aufgaben und Problemen erfüllte Gegenwart.

Im Buchhandel erhältlich

C. BERTELSMANN VERLAG

Ohne Tritt marsch!

Werner Schumann hat seinen Interpretationen Zilles und seiner Kollwitz-Ausgabe nun einen Sammelband von Karikaturen folgen lassen, der es in sich hat: „Ohne Tritt — marsch! Das Militär in der Karikatur“ (Hannover 1956, Fackelträger-Verlag. 160 S. mit 200 Abbildungen. DM 12,80). Da kommen sie heran, aus vielen Ländern und Zeiten, die Lanzenknechte, die Feld-, Wald- und Wiesenweibel, die Jardeleutnants und die k. u. k. Majore, die schweizerischen Obristen und die französischen Adjutanten, der Stabsarzt und der Brigadier, der das US-Frauenhilfskorps inspiziert. Es ist nicht schwer, sie auf Vordermann zu bringen. Das liegt an ihrer Art und an dem gleichen Gesetz, dem sie untertan sind: Eine Armee hat keinen Sinn, wenn sie nicht efficient ist, und in allen Armeen ist es gleich schwierig, die Grenze einzuhalten, die den Unsinn von der Methode trennt. Es kann nicht gut gehen. Der Soldat soll mutig sein, aber der intelligente Mensch ist ängstlich. Der Soldat soll in der Reihe gehen; aber nur in den Gräberreihen der Kirchhöfe hält der Mensch es in den Reihen aus. So widerspricht eines dem anderen, und wo das Erhabene in Gegensatz tritt zu dem ganz Kleinen, hilft nur noch Lachen. So oder ähnlich hat es Jean Paul formuliert. Und doppelt reizt die Situation zum Spott, wo die militärische Erfordernis im Kampf gegen die Menschenatur sich für das Erhabene hält.

Das wird in Schumanns Auswahl klar genug: Alle diese Wichtigkeiten der Rangordnungen, der Uniformen, der Vaterländer sind vergangen. Wir schütteln die Köpfe darüber und begrüßen als Sieger den obstinaten Mann, den Gemeinen, an dem sie scheitern, sei es außerhalb, sei es im Bild. So hat Daumier es gesehen, und darin folgten ihm die anderen Großen alle über Th. Th. Heine bis zu Steinberg, Low und Chaval. Über die Unterschiede der künstlerischen Auffassungen wäre dabei mancherlei zu sagen und über die geheime Übereinstimmung auch, die den Karikaturisten mit der Gesellschaft verbindet, die er kritisiert. In der Regel reagiert er umso schärfer, je schlimmer die Verhältnisse sind, wenn er die Freiheit dazu hat, nicht nur von staatswegen — auch von der geltenden Konvention her.

Die böseartigsten Zeichnungen stammen wohl aus Frankreich und Deutschland,

die harmlosesten scheinen aus der Schweiz, aus Holland und England zu kommen.

So ist Schumanns Buch nicht bloß ein „Quell der Heiterkeit“, wie es so schön heißt. Es stimmt nachdenklich und fördert das Selbstbewußtsein. Man sollte es in die Büchereien der Bundeswehr einstellen und darüber hinaus erwägen, ob dem Geschichtsunterricht mit einigen historischen Karikaturen in den Schulbüchern nicht gute Dienste erwiesen wären. h. p.

Heiliger Mais

Der 1899 in Guatemala geborene Miguel Angel Asturias gehört heute zur Elite der süd- und mittelamerikanischen Erzähler. Seine dichterischen Leistungen (er veröffentlichte neben einigen Gedichtbänden u. a. die „Legenden aus Guatemala“, die Romane „Der Herr Präsident“ und „Der grüne Papst“) fanden Anerkennung und Förderung. Asturias wurde in den diplomatischen Dienst seines Landes übernommen, das er gegenwärtig als Gesandter in El Salvador vertritt. Der Roman „Die Maismänner“ (Hamburg 1956, Claassen. 392 S. DM 15,80) ist von den bisher erschienenen Werken Asturias' die erste Übertragung ins Deutsche und vermittelt einen nachhaltigen, ja überwältigenden Eindruck von der Fabulierkunst dieses Dichters, der hier Wirkliches und Surreales zu einer gültigen Einheit verwoben hat. Die Fabel ist schnell erzählt:

Der Kazike Gaspar Ilom zieht mit den Indios in den Krieg gegen die „Maiceros“, die im Dienste der weißen Farmer die Erde und Wälder Iloms abbrennen und vernichten, um Mais anzubauen, den sie durch Profitwirtschaft und Raubbau entweihen. Der Mais, „ausgesät, um am Leben zu erhalten, ist er geheiligste Nahrung, denn der Mensch ist aus dem Maiskorn erschaffen. Ausgesät, um Geld einzubringen, bedeutet er Hungersnot für den Menschen...“ Gaspar Ilom wird auf Veranlassung des Obersten Godoy, der die Regierungstruppen anführt, vergiftet, nachdem der Kleinkrieg gegen die Rebellen keinen Erfolg gezeigt hat. Die Untat des Obersten zeugt Schuld auf Schuld und Fluch auf Fluch. Menschen werden vernichtet, Wälder verschwinden, verwandeln sich in Rauchwolken und Aschenwüsten, der Boden verdorrt, die Medizinmänner erwecken die autochthone

Seelenmagie der Bevölkerung und verhängen gegen die Nachkommen der Giftmörder den Bann der Kinderlosigkeit.

Motive uralter Indianerlegenden, die sozialen Probleme der Guatemalteken, Gegenwart und Vergangenheit und nicht zuletzt die ungebrochene Wildheit der Natur und die Schönheit des Landes erfahren durch die bilderreiche Sprache Asturias' („Der Tod ist der schwarze Verrat im Brantwein des Lebens“) Hintergrund und Plastizität.

Hugo Ernst Käufer

Die Amerikaner

Wenn sich eine völkerpsychologische Studie lesen läßt, als wäre es „Der Zinker“ von Edgar Wallace, dann sollte dies eigentlich bedenklich stimmen. Bedenken aber, die sich lediglich durch das Neue, das Ungewohnte einstellen, lassen sich nicht lange aufrechterhalten. Aus der anfänglichen Skepsis wird sehr bald Begeisterung, wird fast ein einstimmiges Ja zur Darstellungsweise des Engländers *Geoffrey Gorer*, dessen wissenschaftliche Arbeit über „*Die Amerikaner*“ und deren Volkscharakter jetzt in unserer Sprache vorliegt. (Hamburg 1956, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Band 9 der „Deutschen Enzyklopädie“, 217 S. DM 1,90. Übersetzung: Harry Kahn).

Der Vergleich mit dem Detektivroman ist nicht von ungefähr. Auch *Geoffrey Gorer* läßt sich als Anthropologe, Psychologe und Soziologe auf ein recht abenteuerliches Unternehmen ein, nimmt immer wieder neue Spuren auf, verfolgt sein Opfer (im wahrsten Sinne des Wortes!) mit bitterer Konsequenz, bleibt stets objektiv, soweit das einem

Engländer den Amerikanern gegenüber möglich ist, und legt schließlich sein Beweismaterial so überzeugend vor, daß man nur selten Zweifel anzumelden wagt. Aber *Geoffrey Gorer* ist nicht nur ein gefuchster Fährtenleser, er versteht es auch, als solcher zu berichten. So bleibt das Erregende beim Lesen nicht aus — eine Dramatik, die der Forschungsaufgabe entspringt und sich erneut bei der Niederschrift der Studie ausdrückt. Nur dadurch ist es zu erklären, warum dieses Buch einen mit jedem Kapitel in den Bann schlägt, ja warum man sich sogar lächelnd auf den Leim führen läßt, wenn *Geoffrey Gorer* frisch und munter behauptet, die Sucht der Amerikaner nach 3-D-Busen beruhe nur darauf, daß man ihnen als Säuglingen die Mutterbrust verwehrt habe.

Geoffrey Gorer leitet seinen Aufsatz mit einem Tagesbefehl des amerikanischen Generals Patton ein, den dieser an die ihm unterstehenden Truppen beim Angriff auf Sizilien im Juli 1943 bekannt gab. In diesem Erlaß heißt es unter anderem: „Viele von euch haben deutsches und italienisches Blut in den Adern; denkt jedoch daran, daß diese eure Vorfahren so sehr die Freiheit liebten, daß sie Heim und Heimat aufgaben, um jenseits des Weltmeeres Freiheit zu suchen. Die Vorfahren der Menschen, die zu töten uns obliegt, ermangelten des Muts, um ein solches Opfer zu bringen, und blieben daher Knechte.“ *Geoffrey Gorer* zitiert damit eines seiner vielen Beispiele für die amerikanische Ansicht, daß Nationalität mehr ein Willensakt als das Ergebnis von Zufall oder Schicksal sei. Aber schon dieser Akt allein zeigt, wie sehr der Volkscharakter dieses Landes vom Einwanderer bestimmt



Für alle — die Musik lieben

LEXIKON DER MUSIK

Dieses neue, bestehend schön ausgestattete Werk von *Friedrich Herzfeld* ist für den Musikfreund bestimmt, der am öffentlichen Musikleben teilnimmt und das Erlebte durch Erweiterung seiner Kenntnisse vertiefen will. Es ist aber auch ein praktisches und zuverlässiges Nachschlagewerk für den Musikstudenten, Musiklehrer und Berufsmusiker. Das bei *Ullstein* erschienene, im Text und auf Tafeln reich illustrierte Buch im Lexikon-Großformat ist für DM 34,50 in jeder Buchhandlung zu haben

wird. Er ist es, der seine Vergangenheit aufgibt, der das Ideal des „Vollamerikaners“ erstrebt, ohne es jedoch zu gewinnen. Das Ergebnis: seine Kinder bezeichnen ihn, trotz seines ehrlichen Bemühens, als altmodisch, fremdartig — und verwerfen ihn. Durch diesen tragischen Bruch wird die Rolle des Vaters entwertet; seine Funktionen werden von nun an auf die Mutter übertragen, die zwar ebenfalls für altmodisch erklärt wird, aber als Spenderin der Liebe und Hilfe nun einmal notwendig ist. Wenn aber nur die Mutter als Erzieherin anerkannt wird, so bleibt ein „weibliches Gewissen“ nicht aus — das bedeutet für die Jungen und Männer: Komplexe ohne Ende.

Wieder ist es der Einwanderer, dessen Verhalten die Einstellung zur Autorität charakterisiert. Denn Autorität, das war „Zwang, Willkür, Unmoral“ (von Seiten Englands). Und so vereinigten sich die gewaltsam niedergehaltenen Söhne, die jungen Amerikaner, zur gemeinsamen „Ermordung des tyrannischen Vaters“ (Englands). Gleichberechtigung also aus Angst vor einer neuen Autoritätsmacht, meint Geoffrey Gorer — und das heißt im biederem Alltag: sich einem anderen unterwerfen, ist verwerflich, heißt aber auch, um jeden Preis Selbständigkeit erlangen. Doch Selbständigkeit kann nur der gewinnen, der beliebt ist; beliebt wiederum wird allein jener sein, der Erfolg hat — offensichtlich eine Auswirkung des Puritanismus, für den der Erfolg ein äußeres, erkennbares Zeichen der Liebe Gottes ist.

Mit Recht gibt der Autor ein Drittel in seiner Abhandlung dem Einfluß der Einwanderer auf die Entwicklung des amerikanischen Wesens Raum. Und es dürfte schwer werden, ihm zu widersprechen. Denn seit Jahrzehnten bereits beweist die Thematik der amerikanischen Literatur, wie treffend die Thesen Geoffrey Gorers sind. Aber auch die Kapitel über das Verhältnis des Amerikaners zum Geld, zur Technik, zur Arbeit, zum anderen Geschlecht bezeugen immer wieder eine außerordentlich fundierte Kenntnis und eine ebenso außerordentliche Interpretationsgabe. Gewiß: Gorer kann den Engländer in sich nicht verleugnen, kann auch als Wissenschaftler die englische Tradition der Satire nicht ausschalten, kann den sachlichen Soziologen Gorer nicht immer vor dem in sich selbst verliebten Psychologen

Gorer retten — aber all diese Schwächen sind so augenfällig, daß sich wohl niemand von ihnen blenden lassen wird.

Ohne Zweifel: hier liegt ein Band vor, der neben dem Werk des Franzosen André Siegfried, „USA — Aufstieg zur Weltmacht“, zu dem Gescheitesten und Einsichtigsten gehört, was je über das Gemeinwesen Amerikas geschrieben worden ist.

Helmut M. Braem

Asien

In einer Zeit, wo Verlage mit weniger feiner Witterung Fotobände und bunte Bilderbücher über wunderferne Länder zuhauf auf den Markt werfen — „die Leute wollen Bilder sehen“ — ist es ein Zeichen von Redlichkeit, wenn ein Verleger den Mut hat, jahrelang Material zusammenzutragen, um ein fundiertes Werk zustandezubringen. Der neue Orbis Terrarum-Band „Asien, Bilder seiner Landschaften, Völker und Kulturdenkmäler“ (Zürich 1956, Atlantis-Verlag. 287 Tiefdruckbilder, 4 Farbtafeln. DM 36,—) zeigt diese Ausgereiftheit und ist ein durchweg gelungenes Stück. Mit 290 geschickt arrangierten, großformatigen Reproduktionen wartet *Martin Hürli-*

DER DEUTSCHE BÜCHERMARKT

Herausgeber: Otto Lindemann

Redaktion: Horst Bingel

Die März-Nummer brachte ausschließlich Themen zur deutschen

Lyrik von heute

—

Gedichte von Walter Helmut Fritz, Helmut Lamprecht, Peter Pesel u. a.

—

Aufsätze, Rezensionen, Zeitschriften-Querschnitt, Notizen

—

Jahresabonnement: 12 Hefte DM 5,—
franko, Probeheft gratis

OTTO LINDEMANN VERLAG

Frankfurt/Main, Goethestr. 24

mann, der Herausgeber, hier auf. Das Selektionsprinzip war dabei das Bemühen um Dokumentation. Das Material zahlreicher Expeditionen, Forschungen und Photoarchive ist hier zu einem Ganzen konzentriert.

Beginnend im Westen, mit Anatolien, Palästina und der arabischen Welt, umfaßt der erste Teil die heute vorwiegend islamischen Nationen, geht dann über auf den indischen Subkontinent mit Ceylon und illustriert vorzüglich das Aufstreben der indonesischen Welt. Die in den Himalayatalern siedelnden Nepalesen und Tibetaner bilden die Brücke zur optischen Abhandlung des dritten der großen asiatischen Kulturkreise, dem chinesischen Reich und der japanischen Inselwelt. Die Bildauswahl für diesen abschließenden Buchteil ist nicht immer geglückt, und hier zeigen sich denn auch die Schwierigkeiten eines Konzepts, das den geographischen und historischen Hintergrund zum aktuellen Weltgeschehen in einem so unermesslichen Raum wie Asien bieten will. Die hieratische Strenge der

älteren Archivfotos stört hier oft, zumal Cartier-Bresson in China und Werner Bischof in Japan glänzende Proben dafür geliefert haben, wie man dergleichen Vorhaben erregend lebendig durchführen kann. Nichtsdestoweniger ist dem Herausgeber zu attestieren, daß Größe und Vielgestalt des Themas mit weitgehender Vollständigkeit bedacht wurden. Die Bilderläuterungen beschränken sich auf historisch-geographische Orientierung, die Berichterstattung bleibt vollendet unsensationell. Gerade dadurch werden jene weltpolitischen Entscheidungen deutlich, die den asiatischen Völkern nicht erspart bleiben werden: die Folie archaischer Gesellschaftsformen und kolonialer Mentalität, des antitechnischen Eros und das Fehlen progressiven Denkens in Wirtschaft und Planung, kurz, jener Charaktere, die dem Abendland bis vor kurzem noch zu Recht Führungsaufgaben in der Welt beschieden und die offenbar vonnöten sind, wenn man Vorrang beansprucht.

Hans-Eckehard Bahr

Hinweise

Frankenberg, Gerhard v.: Menschenrassen und Menschentum (Berlin, Safari. 507 S. viele Abbildungen, DM 19,80). Auch dieser gelehrten und gründlichen Darstellung gelingt es nicht, die dunkle Vieldeutigkeit des Begriffs Rasse völlig zu klären. Stärker noch als die Worte beweisen die Bilder die Verbindung jeglichen Menschengeschöpfs mit Gott.

Vandenhoek-Reihe, Die kleine (Göttingen). Der Däne Valdemar Brøndsted schildert das „Atomzeitalter und unsere biologische Zukunft“ (81 S. DM 2,40), der ehemalige Jenaer Professor Eberhard Buchwald läßt uns erleben, was „Bildung durch Physik“ heißt (84 S. DM 2,40). Man wird nicht immer folgen können, weil die Dinge schwierig sind. Aber man wird immer beglückt, wenn ein Weiser wie Buchwald, oft mit Goethes Hilfe, sich als humanistischer Forscher erweist.

Dehio-Gall: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Westliches Schwaben (München, Deutscher Kunstverlag. 271 S. DM 13,—). Man sieht es dem fast zierlichen Dünndruckbande nicht an, welche Fülle sorgsam gesammelter und geprüfter Angaben er bietet. Er gibt Auskunft

über Dome und Schlösser, doch auch bescheidene Dorfkirchen und Bürgerhäuser in verschlafenen Kleinstädten.

Zint, Hans: Schopenhauer als Erzieher (München, Reinhardt. 189 S. DM 11,—). Der Verfasser, bis 1933 Landgerichtspräsident, war zehn Jahre Vorsitzender der Schopenhauer-Gesellschaft. Seine hier vereinigten Aufsätze bezeugen, mit welcher Kenntnis, auch mit welcher stilistischen Meisterschaft er seinem Weisen gefolgt ist und ihn wahrhaft erlebt hat.

Hornstein, Erika v.: Der gestohlene Phönix (Köln, Kiepenheuer & Witsch. 296 S. DM 8,60). Romanhafter Bericht über die Kämpfe, die ein Industrieller in der Zone zu bestehen hat, um seine zerstörte Papierfabrik wieder aufzubauen. Am Ende verliert er doch sein Unternehmen und muß nach Westdeutschland fliehen.

Petraschek, W. E.: Kohle (Göttingen, Springer. 104 S. 64 Abb. DM 7,80). Die Naturgeschichte eines unserer wichtigsten Rohstoffe ist knapp und gründlich gefaßt. Freilich muß der Laie angestrengt lesen, um als verständliche Wissenschaft aufzunehmen, was hier vorgetragen wird.

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU

Paasikivi

Gestatten Sie mir ein Wort zu dem Nachruf auf unseren verewigten Staatspräsidenten J. K. Paasikivi, der in der Februar-Nummer erschienen ist. An einer für den deutschen Leser zentralen Stelle enthält diese sonst sachliche Würdigung einen Passus, der sich mit dem Niveau der „Deutschen Rundschau“ durchaus nicht verträgt. Es wird nämlich behauptet: „Seine . . . (i. e. Paasikivis) Kassandra-rufe untergruben schließlich auch die deutsch-finnische Allianz im Zweiten Weltkrieg, und sie führten zu dem Sonderfrieden zwischen Finnland und der UdSSR.“

Dazu ist festzustellen: Die deutsch-finnische Allianz zerbrach am Gang der geschichtlichen Ereignisse. Abgesehen davon, daß es auf Grund der finnischen Staatsform Einzelpersonen unmöglich wäre, Bündnisse mit auswärtigen Mächten (auch mittelbar) aufzulösen, enthält das Verb „untergraben“ hier eine Nuance, die der ethischen Unantastbarkeit Paasikivis nicht gerecht wird.

Was die Ausbootung der Kommunisten aus dem Kabinett betrifft (Paasikivi, „warf sie“, wie es in der Würdigung

ferner heißt, „aus der Regierung“), bliebe zu erwähnen, daß die Kommunisten *nach* ihrer Niederlage in der Reichstagswahl 1948 erneut Anspruch auf den Sitz des Ministerpräsidenten erhoben — unter der Drohung, anderenfalls in die Opposition zu gehen. Diese „Drohung“ schätzte Paasikivi richtig ein und gab dem Sozialdemokraten K. A. Fagerholm den Auftrag, die Regierung zu bilden; die Kommunisten wiesen die ihnen proportionsmäßig zustehenden zwei Ministersitze brüsk zurück und gingen tatsächlich in die Opposition (in der sie seitdem geblieben sind). Von einem „Hinauswurf“ kann hier also durchaus nicht die Rede sein. —

Mit den besten Wünschen für Ihre Arbeit! Ich darf mir erlauben festzustellen, daß ich die „Deutsche Rundschau“ seit langem lese; Ihre Publikation ist mir besonders deshalb wertvoll, weil Ihre Einstellung zu den Jahren 1933/45 so kompromißlos ist und Ihre Haltung immer verlässliche Konstanz hat.

Helsinki Carl-August v. Willebrand

Nur wenig

Herr Reding (DR 2/57) hat recht. Ich hätte nicht sagen sollen: „Nicht das kleinste Wörtchen“, sondern „nur wenig“ oder „viel zu wenig“ erzählt er von den Dingen in Rußland, die zu „Friedland“ führten. Friedland ist ein Ende. Es begann nicht, wie er in seinem Buche

sagt, mit Jalta oder Potsdam, sondern mit dem Ribbentrop-Stalin-Pakt im Jahre 1939 oder noch viel früher, mit dem „Heil Hitler!“-Jubel von Millionen, die auf die Warnungen der besten Deutschen nicht hörten.

London

J. Lesser

Mitteilungen

Der bekannte Jean-Paul-Forscher und Herausgeber der großen historisch-kritischen Jean-Paul-Ausgabe, Dr. Eduard Berend, der 1939 Deutschland verlassen hat und seitdem in der Schweiz lebte, ist auf Aufforderung der Deutschen Schillergesellschaft mit seinem gesamten Archiv nach Deutschland zurückgekehrt. Innerhalb des von der Deutschen Schillergesellschaft im Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N. geschaffenen Literaturarchivs wird Dr. Berend seine wissenschaftliche Arbeit weiterführen. Das von ihm aufgebaute und geleitete Jean-Paul-Archiv ist die reichste und vollständigste Jean-Paul-Sammlung, die es heute gibt. Dr. Berend ist Träger der „Goldenen Jean-Paul-Medaille“ und wurde vor kurzem mit dem Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik ausgezeichnet.

Den dieser Ausgabe beigefügten Prospekt der Evangelischen Akademie Tutzing empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: **Ferdinand Ernst Gruber** (geb. 1895 in Wien) war zwei Jahrzehnte als Korrespondent der ehemaligen „Kölnischen Zeitung“ in den Balkanländern tätig und lebt, nach einer glücklich überstandenen Internierung in Rumänien, in Wien als Zeitungskorrespondent und Schriftsteller. — **Hilde Göbel-Hengstberg**, Dr. med., in Stuttgart geboren, lebt und praktiziert als homöopathische Ärztin auf Obstgut Hengstberg im Schwäbischen Wald. — **Siegfried Behn**, geb. 1884 zu Hamburg — althanseatische Familie — studierte in München, Heidelberg, Zürich, Bonn — habilitierte sich 1913 in Bonn bei Oswald Külpe — (1914—1918 im Felde) — 1922 ao. nb. Professor — 1931 o. Professor und Direktor des Psychologischen Instituts der Univ. Bonn — 1949 emeritiert — (1939—1942 Heerespsychologe) — Hauptwerk: Schönheit und Magie. München 1932, (12 andere). Hobby: Alpinismus (erstieg 1907 den Falkenturm bei Engelberg (Schweiz) als erster, 3100 m). — **Jörg Steiner**, Lyriker und Verleger (Vorstadtprsse, Biel) — 1956 Gedichtband: Episoden aus Rabenland.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

<i>Alfred J. Fischer</i>	Israel und die Bundesrepublik
<i>Thomas N. Bonner</i>	Amerikas Kriege
<i>N. N. Novakowitsch</i>	Der Neofeudalismus in der Landwirtschaft
<i>Jürgen Pechel</i>	Briefe aus Australien
<i>Oskar Seidlin</i>	Die Orestie — heute
<i>Harry Pross</i>	Jugendstil und Politik
<i>Pierre Hubac</i>	Karthago — Revision einer Legende
<i>Alexander Griebel</i>	Das Weltkriegsende und das Reichsarchiv

Das Register 1956

der Deutschen Rundschau ist erschienen und kann gegen Voreinsendung von DM 0,25 in Briefmarken für Versandkosten direkt vom Verlag bezogen werden.

Verlag Deutsche Rundschau
Baden-Baden, Schloßstraße 8

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Jundt, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 25. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu. — Kumbharaci, Yokuzu 12.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5,—.

ERNST KIRSTEN UND WILHELM KRAIKER

Griechenlandkunde

EIN FÜHRER ZU KLASSISCHEN STÄTTEN

Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1956. VIII, 519 Seiten, 114 Textabbildungen, 8 Kunstdrucktafeln. Mit einer mehrfarbigen Faltkarte von Griechenland und einem Museumsverzeichnis. Ganzleinen DM 21,—

„Dieses Werk aus der ‚Bücherei Winter‘, für das zwei namhafte Fachleute als Verfasser zeichnen, muß ohne Abstriche als das derzeit beste Werk über Griechenland bezeichnet werden. Es ist zweifellos ein Reisehandbuch, das dem Griechenlandfahrer erschöpfend Auskunft über klassische Stätten gibt. Die ‚Griechenlandkunde‘ bettet das, was uns heute noch an Sehenswertem vor Augen tritt, in eine Menge geographischer, historischer und kulturhistorischer Aussagen, die das Buch förmlich zu einem fachlichen Handbuch und Nachschlagewerk machen. Es erfüllt daher zweierlei Aufgaben: die des Fachbuches im wissenschaftlichen Sinn und die des sicheren und zuverlässigen Führers durch Griechenlands Landschaften. Daß es auf der Höhe der Forschung steht, ist damit wohl schon ausgedrückt. Von Athen ausgehend sind sämtliche Teile des Festlandes und die ganze ägäische Inselwelt einschließlich Kreta behandelt. Verfasser und Verleger sind für dieses Werk zu beglückwünschen und zu bedanken.“

Verordnungsblatt für das Schulwesen in Steiermark. 1956

FRIEDRICH PFISTER

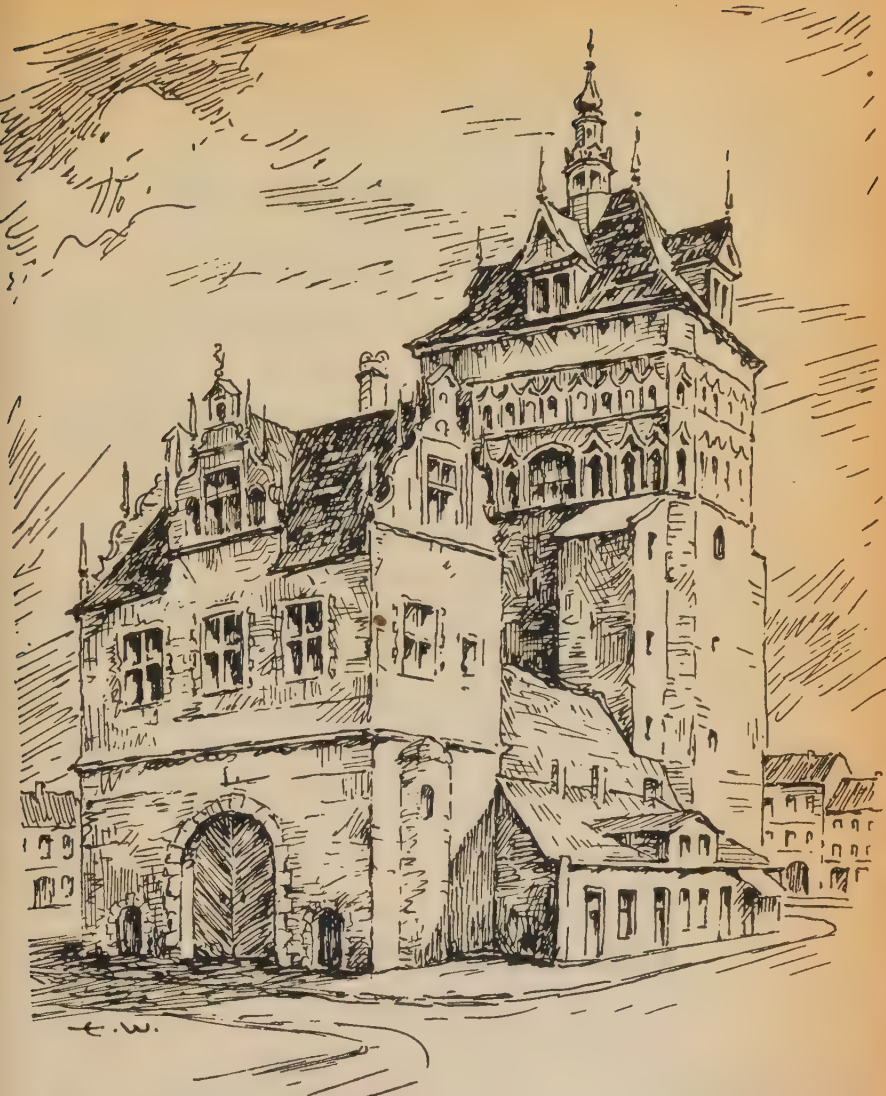
Götter- und Heldensagen der Griechen

1955. 312 Seiten. Ganzleinen DM 14,80

„Der Liebhaber wird immer gerne bei der Lektüre griechischer Dichter Pfister's mythologischen Abriss zu Rate ziehen, in dem man alles Wissenswerte erfährt. Zugleich dient es aber als Einführung in die Dichtkunst der Alten. Wenn es viele Menschen zu den griechischen Dichtern hinführt, hat es seine edelste Aufgabe erfüllt. In den Gedichten Homers, der Tragiker, Pindars und Späterer, aus denen die Sagen zusammengetragen sind, liegt außer dem in Worten Sagbaren ein unendlicher Schatz unaussprechlichen Tiefsinns verborgen: Die Weisheit des sensibelsten und formbegabtesten Volkes der Weltgeschichte.“

National-Zeitung Basel. 1956

CARL WINTER UNIVERSITÄTSVERLAG HEIDELBERG



Der Stockturm in Danzig

Zeichnung von Eduard Winkler

AUS DER MONATSSCHRIFT
DER EUROPÄISCHE OSTEN

HERAUSGEBER EDMUND VON GORDON

Die große repräsentative Zeitschrift der Ostpolitik

MÜNCHEN 13 - ADALBERTSTRASSE 96/I

Probehefte auf Verlangen

Die aktuelle Schrift!

Nah- und Mittelost einst und heute

Festschrift anlässlich der gleichnamigen Ausstellung und des Nah- und Mittelost-Tages in Hamburg

Umfang 93 Seiten mit zahlreichen Wirtschaftskarten, Farb- und Schwarzweiß-Aufnahmen, broschiert DM 1,—

Aus dem Inhalt:

Vorwort von Alfred Toepfer, Vorsitzender des Nah- und Mittelost-Vereins · Dr. Reinhard Hüber: Nahost — Kulturwiege der Menschheit · Dr. Bruno Knall: Das Interesse der USA an Nah- und Mittelost · Hinweise auf Besonderheiten im Nah- und Mittelostgeschäft · Außenhandel der Bundesrepublik mit Nah- und Mittelost 1955 · Wirtschaftskarten von der Arabischen Halbinsel, Ägypten, Irak, Iran, Syrien und der Türkei ·
8 Bildseiten mit je 8 Farb- und Schwarzweiß-Aufnahmen

DER ORIENT im Bild

Ein Bildband von Dr. Reinhard Hüber mit 115 aktuellen Farb- und Schwarzweiß-Aufnahmen auf Kunstdruckpapier, broschiert . DM —,50

ÜBERSEE-VERLAG - HAMBURG 36

Neue Rabenstraße 28

Aus der Zone *des* UNRECHTS

Berichte aus Mitteledeutschland

Herausgeber: Untersuchungsausschuß Freiheitlicher Juristen, Berlin-Zehlendorf

*Erscheint monatlich • Einzelpreis —,35 DM • Im Jahresabonnement: 3,60 DM
und Zustellgebühren • Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen.*

Die Zeitschrift berichtet über die neueste Entwicklung in Mitteledeutschland auf rechtlichem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet und informiert den Leser über die wichtigsten Auswirkungen sowjetzonaler Gesetzgebung, Justiz, Verwaltungs- und Wirtschaftspraxis auf die Bundesrepublik und West-Berlin.

Die unmittelbare Verbindung des Untersuchungsausschusses Freiheitlicher Juristen mit den Geschehnissen in der Sowjetzone sichert eine aktuelle und zuverlässige Berichterstattung, die für jeden unentbehrlich ist, der an der Entwicklung in Mitteledeutschland wegen ihrer Bedeutung für die Bürger der Bundesrepublik und für die Wiedervereinigung Anteil nimmt.

*Bestellungen auf unverbindlichen Versand von kostenlosen Probenummern
an Einzelanschriften, Organisationen und Verbände nimmt entgegen*

Verlag für Internationalen Kulturaustausch
Gesellschaft mit beschränkter Haftung

Limastraße 16 • Fernruf 84 06 01 • Postscheckkonto: Berlin-West 23 57

Demnächst erscheint:

BAND 5

MARXISMUSSTUDIEN 2. Folge

Beiträge von: I. FETSCHER, CHR. GNEUSS, H. GROOTHOFF, E. MATHIAS, E. METZKE, R. NÜRNBERGER, TH. BAMM, P. SCHEIBERT, E. THIER

Herausgegeben von IRING FETSCHER, Tübingen

1957. ca. 300 Seiten. Kart. ca. DM 12,—

Inhaltsübersicht:

- I. *Erwin Metzke*: Mensch und Geschichte im ursprünglichen Ansatz des Marx-schen Denkens.
- II. *Iring Fetscher*: Von der Philosophie des Proletariats zur proletarischen Welt-an-schauung.
- III. *Richard Nürnberger*: Die französische Revolution im revolutionären Selbst-verständnis des Marxismus.
- IV. *Erich Thier*: Marx und Proudhon.
- V. *Erich Mathias*: Kautsky.
- VI. *Christian Gneuß*: Um den Einklang von Theorie und Praxis (Eduard Bern-stein und der Revisionismus).
- VII. *Peter Scheibert*: Lenin und die russische revolutionäre Tradition.
- VIII. *H. Groothoff*: A. S. Makarenko und das Problem der Selbstentfremdung in der europäischen und in der sowjetischen Pädagogik.
- IX. *Thilo Ramm*: Die künftige Gesellschaftsordnung nach der Theorie von Marx und Engels.

Früher erschien:

BAND 3

MARXISMUSSTUDIEN 1. Folge

Beiträge von: H. BOLLNOW, F. DELEKAT, I. FETSCHER, L. LANDGREBE, R. NÜRNBERGER, H.-H. SCHREY, E. THIER, H. D. WENDLAND

Herausgegeben von ERWIN METZKE

1954. XII, 243 S. Kart. DM 12,—

Inhaltsübersicht:

- I. *Erich Thier*: Etappen der Marxinterpretation.
- II. *Ludwig Landgrebe*: Hegel und Marx.
- III. *Friedrich Delekat*: Vom Wesen des Geldes, eine theologische Marxanalyse.
- IV. *Hermann Bollnow*: Engels Auffassung von Revolution und Entwicklung in seinen „Grundsätzen des Kommunismus“ (1847).
- V. *Heinz-Horst Schrey*: Geschichte oder Mythos bei Marx und Lenin.
- VI. *Richard Nürnberger*: Lenins Revolutionstheorie. Eine Studie über „Staat und Revolution“.
- VII. *Iring Fetscher*: Der Marxismus im Spiegel der französischen Philosophie.
- VIII. *Heinz-Dietrich Wendland*: Christliche und kommunistische Hoffnung.



J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TUBINGEN

In diesem Frühjahr beginnt zu erscheinen:

ALBIN LESKY

Professor an der Universität Wien

Geschichte der griechischen Literatur

Seit Jahren stellt ein Handbuch der griechischen Literatur mittleren Umfangs in deutscher Sprache ein dringendes Erfordernis dar. Einer der besten Kenner des gesamten Stoffes, der Gräzist an der Universität Wien, füllt nun diese Lücke mit einem Werke aus, dessen Vorzüge ihm sogleich einen Platz in der Bibliothek eines jeden sichern werden, der sich als Fachmann oder als Liebhaber mit der griechischen Literatur beschäftigt.

Das Werk erscheint ab Frühjahr 1957 in elf bis zwölf Lieferungen zu 64 Seiten; es wird innerhalb Jahresfrist abgeschlossen sein. Der Subskriptionspreis der Lieferung beträgt DM 4,60; er erlischt mit dem Erscheinen der letzten Lieferung. Einzelne Lieferungen können nicht abgegeben werden; der Kauf der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werks. Eine Einbanddecke wird nach Abschluß des Werks abgegeben.

Verlangen Sie Subskriptionsprospekte durch Ihre Buchhandlung

FRANCKE VERLAG BERN

Vom Gardasee bis zum Süden Italiens

reichen die Berichte Kasimir Edschmids in seinem Italienwerk. Lebendig, unterhaltsam und lehrreich zugleich weiß er viele wissenswerte Dinge über Land und Leute, Sitten und Gewohnheiten zu erzählen und die historische und kunsthistorische Bedeutung zu würdigen.

KASIMIR EDSCHMID

Italien zwischen Alpen und Apennin

Band I — 567 Seiten mit 20 Schwarzweißtafeln — Leinen DM 19,20

Italien zwischen Apennin und Abruzzen

Band II — 566 Seiten — 16 Phototafeln — Leinen DM 19,20

Rom und der Süden

Band III — 728 Seiten — 16 Tafeln — Leinen DM 24,—

Mit diesem sehnlichst erwarteten dritten Band liegt nun das große Italienwerk vollständig neu nach geographischen Gesichtspunkten geordnet vor und wird so dem Italienfahrer zu einer wertvollen Hilfe.

„Mit einer Anschaulichkeit ohnegleichen versteht es der Verfasser, vom Sichtbaren ausgehend in die Vergangenheit zurückzuführen und vor dem Leser ein umfassendes Kulturbild erstehen zu lassen, das dem Reisenden immer neue Anregungen zu Betrachtungen, zu eigenen Studien gibt. Landschaftserlebnisse und Kunstanschauungen, Sitte und Historik verbinden sich zu einem harmonischen Gesamtbild. Kein Italienreisender sollte es versäumen, vor Antritt seiner Reise sich in die Edschmidsche Darstellung zu vertiefen.“

Ärztliche Mitteilungen

Kasimir Edschmid hat für seine hervorragende Arbeit vom italienischen Staatspräsidenten vor kurzem den Titel Commendatore und das Comtur-Kreuz der Italienischen Republik, eine sehr hohe Auszeichnung, die in der Regel nur an Italiener gegeben wird, verliehen bekommen.

W. KOHLHAMMER VERLAG